



Das Wort zum Bilde.



Das Königsbild: König Albert und Königin Carola. Wenn in früherer Zeit ein Buch verkündete, nahte sich der Verfasser stets dem fürstlichen Herrn mit einer überschwenglichen Zuschrift. Nicht selten verlor sich seine Sprache zu Lauten und damit sein Mannesmuth zu Offenbarungen, die uns Heutigen zumeist abgeschmackt und öde erscheinen und erscheinen dürften, wenn nicht eben jede Zeit ihr Recht auf eigenes Dasein hätte und wenn wir nicht die Geschichte aus dem Geiste unserer sondern demjenigen ihrer Zeit beurtheilen müßten. Aber deswegen braucht uns ein allzulärmendes Gewand der Gefinnung, braucht uns eine hochaufgeschraubte Sprache nicht zu gefallen, denn wir sind heute gewöhnt, hinter dem allzuvollen Wort immer die leere Empfindung zu suchen. Unser Ideal der Wahrhaftigkeit verschmäht unzünftigen Schmuck, nackt steigt es auf aus dem wogenden Kampfe unserer Seele: auch eine Göttin der Schönheit. Das hindert nicht, daß wir tiefer und inniger, weil bewußter, als jene ersterbendsten Geister die Höhe und Größe des königlichen Amtes, der königlichen Würde in Demuth fühlen und gern bewundernd preisen; denn ob auch manches beirrende Zeichen emporflammt, so faßt sich auch heute das deutsche Volksdasein in die Worte zusammen: der innere Kampf mit Gott, der äußere mit dem König. So aber war es natürlich in diesem Werke weitschweifender Rede zu entzathen und es für sich selbst sprechen zu lassen. Und auch bei der Betrachtung des Königsbildes, die zu Worten werden soll, seh' ich eigentlich nur ein Wort, das heißt den einen, Alles bezeichnenden Zug: als Behüter des jungen Kaisers und als Schützer des Reichs hatte Kaiser Friedrich König Albert erkoren. Der junge Kaiser selbst hat es mit warmblütiger Beredsamkeit verkündet in der frohen Zeit der Wettiner Jubelfeier und damit dem Geschichtsschreiber die Botschaft zugetragen, die das Wesen der ganzen geschichtlichen Erscheinung König Alberts erschließt. Das macht Größe so groß, daß ihr Dasein als eine besondere, fortreisende und hochauflockende Einheit lebt. Goethe, Humboldt, Moltke, Bismarck sind solche Einheiten, deren jede uns schnell und klar ein greifbares Ideal gibt. Da sehen wir nicht und ahnen wir nicht einmal, daß solch eine Erscheinung aus tausend und abertausend einander zu- und von einander abstrebenden, nicht immer schönen Einzelheiten sich zusammenfügte, während wir stets auf diesen haften bleiben und nur diese sehen, wenn es sich um die weniger bezwingende Größe oder gar das Alltägliche handelt. Heute, da der Glanz der Kaiserkrone über den deutschen Landen lagert, will es scheinen, als ob die einzelnen Fürsten kaum noch Aussicht hätten, Sterne erster Größe zu sein und sich hellleuchtend in die Ewigkeit der Geschichte zu stellen wie die Herzog Albrecht, wie Moritz, August, wie Friedrich der Weise, wie Karl August es gekonnt. Aber es will nur scheinen, denn noch immer bezwang außergewöhnliches Können außergewöhnliches Hemmnis, die Ziele wechseln, aber die Bahn bleibt frei und überall in Alldeutschland blüht reicher Lorbeer dem reichen Vermögen. Schöner aber und beglückender wird keiner schmücken, als derjenige, der die Worte trug: „Dem Behüter des Kaisers, dem Schützer des Reichs“, denn er kündete die dreifache Größe des Fürsten, des Feldherrn und des Menschen. Solche Dreiheit der Größe birgt die Einheit jenes Ruhmes, die in der Thatensfülle der letzten Jahrzehnte doch nur wenige Auserwählte gewonnen haben und gewinnen konnten. Da mag es denn wie Sonnenschein über das Erinnern des Königs und der königlichen Genossin gemeinsamen Leids und gemeinsamer Freude gezogen sein, als es Gelegenheit fand, von solcher gemeinsam erstrebten und in gemeinsamer Bethätigung höchster Fürstenpflicht festgehaltenen Höhe feierlich zurückzuwallen durch acht Jahrhunderte bis zu der Wiege frühesten Ahnen.



Bild 1: Wettin im Jahre 1889. Bild 2 und 3: Petersberg (Tafel 1). Kloster Petersberg (Tafel 2). Älteste Erwähnung der Wettiner im Thietmar von Merseburg (Tafel 3). Conrad der Große wird Mönch (Tafel 4). In Weck's „Beschreibung und Vorstellung der Churfürstl. Sächs. Residenten- und Hauptvestung Dresden“ heißt es gelegentlich der eingehenderen Erwähnung der alten Markgrafen zu Meißen und der auf sie folgenden Herzöge und Churfürsten: „Es ist zwar an dem, daß die Einwohner eines Landes sich insgemein begnügen lassen, wenn sie wissen, daß

Sie unter einer Christlichen Obrigkeit Beschützung leben, und bekümmern sich so groß nicht, wessen Vertheidigung ihre Vor-Eltern genossen haben, dannenhero erfolget auch, daß die wenigsten von dergleichen Dingen, weder sich untereinander selbst, noch vielweniger auswärtigen Leuten Antwort und Nachricht geben können. Diweil es aber nicht nur getreuen Unterthanen wohl anstehet, von denenjenigen Regenten etwas Wissenschaft zu haben, deren Gnade und Gutthat Sie und ihre Vorfahren genossen, sondern auch gleichsam eine Ergötzlichkeit bringet, wenn man siehet, auf was Seulen und Stützen das Regiment eines oder andern Orts, von undenklichen Jahren her, geruhet: Also wolle sich der geneigte Leser nicht verdrießlich fallen lassen, wenn zu solchem Behueff gegenwertiger Titul alhier eingeführet, und von denen respective Chur- und Fürsten, welche nummehr, Gott Lob! (der helffe in Gnaden noch ferner) die Vestung und Stadt Dresden, von Marggraf Conraden dem Großen anzurechnen, Köbl. regieret, etwas erzehlet und hierbeygehendes Schema sub NB. zur Anleitung communicirt wird.“ Seitdem sind nun freilich Jahrhunderte dahingezogen und reicher geschichtlicher Unterricht ist in die Schulen gekommen. Aber wenn heute der alte Weck wiederkäme würde er vermuthlich ähnlich schreiben können, weil wir Deutsche vermuthlich niemals zu innigster Beschäftigung mit unserer großen Vergangenheit zu überreden sind. Dazu gehören eine Vaterlandsfreude und ein Vaterlandsstolz, deren wir unfähig zu sein scheinen, ob auch gerade die Gegenwart anders verheiße. In jedem Falle aber ist durch die neue Reichsherrlichkeit das geschichtliche Sonderleben der einzelnen Stämme und Landschaften in den Hintergrund getreten. Das mußte so kommen, aber an den Erziehern des Volkes wird es sein, die köstlichen Schätze nicht dauernd verscharrt zu lassen, weil gerade die in politischer Hinsicht vielfach verhängnißvoll gewesene Fälle deutscher Sonderleben es war, die den Germanen dazu schuf, der weltumspannende Träger des Menschheitsgedankens zu sein, denn seine wunderbare Geschichte versagte ihm keine Vorstellung, keine Erfahrung: nicht die niedrigste, nicht die höchste und sie trieb ihn und jagte ihn in den nimmerrastenden Weltkampf, von dem nur er künden kann, weil er allein ihn lebt. Aber um Vieles edler, schöner und zuverlässlicher könnte dieser Kampf noch immer werden und gerade auch da werden, wo er sich aus dem Unpersönlichen ins Persönliche verliert und zum Kampfe um das eigene innere oder gar äußere Dasein wird: wenn eben unsere Geschichte allerwegen lebendig bei uns stände. Denn die Geschichte ist das Weltgericht und wo der Glaube nichts über die Gemüther vermag, so tritt sie als geklärte Erfahrung zu uns heran und zwingt uns die irdische Vergeltung von Gut und Böse zu begreifen. Und um so eindringlicher wird ihre Lehre, wenn sie uns dieselbe von unserer eigenen heimatlichen Flur entgegen trägt. Denn hier wird sie uns leichter als sonstwo zur Gefährtin, zur Vertrauten. Nur als solche wird sie uns zum Heil und während wir sonst vielleicht unwillig die Gefolgschaft versagen würden, steigen wir ihr nun leicht und sicher nach: hinauf zur Höhe. So möchte man wohl wünschen, daß Weckische Klagen nicht mehr bei uns heimisch werden könnten und die Freude an unserer Vergangenheit eine allgemeine sei. Aber freilich, wo wir tagtäglich an den Wundern des Tages gleichgiltig vorüber schlendern, wo Dampf und Licht in ihren gewaltigsten Offenbarungen uns kaum noch berühren, muß man schon menschlich begreifen, daß und weshalb ein Volk so oft seine erhabene Geschichte vergißt. Ich selbst begann dieses Werk mit unendlich mehr künstlerischem als geschichtlichem Empfinden, bis dieses allerdings sich um so eindringlicher geltend machte, so daß mein Mühen zweifachen Lohn fand. Und weil das Bild heute, in flüchtigster Zeit, schneller und sicherer zu wirken scheint, als das umständlichere Wort, gewann die Absicht, mehr durch das Bild zu wirken als durch das Wort, immer breiteren Raum und ich gebe das letztere nur insoweit als es mir unerläßlich scheint. Die beiden ersten Bilder: Wettin und Petersberg danke ich ebenso wie das Königsbild, das ich im Hinblick auf das Nebeneinander des Königspaares wählte, der Bereitwilligkeit der Photographen Müller und Pilgram in Leipzig und ich sage den Herren an dieser Stelle meinen Dank. Da ich diesem Werke alle bloße Erfindung und alles Phantastische fernhalten wollte und nur da gab, wo ich es für Kunst oder Auffassung der jeweiligen Zeit charakteristisch hielt, habe ich mich mit der Wiedergabe des heutigen Wettin oder vielmehr des Grundes und Bodens begnügt, aus welchem einstmal die Burg der Wettiner aufragte. Daß dieselbe sich eigentlich nie mit dem Schicksal des nach ihr benannten Geschlechts verband — man denke an die Wartburg! — geht schon aus der durch Erbtheilung bedingten Theilnahmlosigkeit der Markgrafen von Meißen hervor. Ein Anderes war es mit dem von Konrad dem Großen gestifteten Kloster auf dem Petersberge, dessen Schicksal die sächsischen Fürsten weniger gleichgiltig ließ und noch König Johann lebhaft ansprach. Aber wie natürlich ist es auch, das Erinnern des Geschlechts mit dem ersten großen Ahnherrn verknüpfen zu können. Und der war Konrad und von ihm aus schreitet dieses Erinnern sicher und groß durch die Jahrhunderte. Die erste geschichtliche Erwähnung des Geschlechts gab Thietmar von Merseburg in seiner Chronik. Die Handschrift ist erhalten und liegt noch heute in Dresden. Unsere beiden Seiten sind das getreue Abbild der im Jahre 1009 nach Dictat geschriebenen Worte. Da wird von einem Grafen Dädi erzählt, der von Wirinhari, dem Neffen Bischof Thietmars, erschlagen wurde. Dädi, sammt seinem Lehnsmanne Egilhard leistete, „obwohl seine Knappen, deren mehr als vierzig waren, sehr bald davon flohen, den tapfersten Widerstand.“ Und der Bischof fährt fort: „Solltest aber du, mein Leser, wissen wollen, woher jener Graf Dädi stammte, so wisse, daß er aus dem Hause Buzici stammte, und daß sein Vater Thiedrich hieß.“ Das „de tribu quae Buziei dicitur“ hat die mannigfachsten Deutungen und Erklärungen veranlaßt. Manche halten den Namen mit der villa Buszi (Pausitz bei Leipzig) identisch. Wattenbach meint: Es ist augenscheinlich, daß der Ausdruck des Textes dadurch nicht erklärt wird. Wir begnügen uns mit der Thatfache, daß das Geschlecht, welches sich später nach seiner Besizung Wettin nannte, hier erstmalig in der Geschichte erwähnt wird und seinen eigentlichen Ursprung, nach seinem Besiz und Recht zu urtheilen, im sogenannten Schwabengau, zwischen Wipper, Eine und Harz hatte. Wie weit es über Dädi hinaus zurück reicht, wissen wir nun freilich nicht, aber das ist gewiß, daß es in diesem Dädi einen eben so kühnen wie flugen und rücksichtslosen Ahnherrn in die Geschichte stellte. So darf das allererste geschichtliche Erinnern an einem nimmermüden Kämpfer haften bleiben. Von da an bis zur Sicherung größeren und statlich bereits unabhängigen Besizes und damit größerer, dauernder Macht durch Konrad schien der Weg noch weit, aber er ward zäh und schnell zurück gelegt. Auf diesem Konrad, der bald der Große, bald der Fromme heißt, und in jedem Falle eine eigenste Herrschernatur war, ruht das erbliche Fürstenthum der Wettiner. Er, der sein Markgrafenthum auf völlig unterworfenem slavischem Boden staatlich ausgestalten und durch Zugug rein deutscher Elemente bereits in die Bahnen der später erreichten Culturentwicklung leiten konnte, tritt uns Heutigen gerade darum so nahe, weil er als Kämpfer und Bäufer vor uns steht. Zu der Härte des Helden gesellt sich die Weichheit des Menschen; denn Konrad verzichtete in seinem sechszigsten Lebensjahre auf allen irdischen Besiz, theilte diesen unter seine Söhne und

zog ein als Mönch in das Kloster auf dem Petersberge. Nicht heutige Fürstenpflicht, die sich unerbittlich auslebt im Dienste des Staates kann solches Handeln als ihr Vorbild sehen, aber das rein menschliche Betrachten alles Irdischen fühlt sich um so inniger hingezogen zu einer Weltbetrachtung, die es vermochte, das Sehnen der nach Erlösung schmachtenden Seele über alles weltliche Gebot zu stellen. Es ist der Heiligenschein lauterster Poesie, der diesen Konrad verklärt und der ihn unserm Herzen nahe bringt. Das eigentliche Peterskloster, das dem Lauterberge, der „lichten Höhe“ der Slaven, auf der sie dem „lichten oder weißen Gotte“ zu opfern pflegten, den jetzigen Namen gab, war bereits von Konrads älterem Bruder, dem Grafen Dedo von Wettin, geplant gewesen. Da, wo einst das Heidenthum gewaltet hatte, — und in den den Petersberg umgebenden Dörfern wohnten noch immer unterworfenen Slaven — sollte das Kreuz des siegreichen, heilspendenden Christenthums ragen. Dedo starb auf der Rückkehr von Jerusalem und Konrad führte nun die Stiftung, die ihm der Papst bestätigte, aus und es entstand zunächst die *vetus capella*, die im damaligen Volksmunde die Heidenkirche hieß und in einer des Apostelfürsten würdigen Art gebaut war. Als Konrad im Dom zu Meissen die Waffen niederlegte, überwies er dem Kloster die von seinem Vater Thimo und seiner Mutter Ida gestiftete Kirche Niemegk nebst allen Gütern und Rechten und als er am 30. November 1156 oben einzog in die neue Kirche auf dem Petersberge, um sich Gott „als lebendige Hostie zu opfern“, verbrieft er diese Schenkung. Konrad starb bald, am 5. Februar 1157 und fand seine Ruhestätte in der Mitte des Langschiffes der Kirche. Zu seiner Rechten ruhte seine Gattin Eucardis, zur Linken seine Schwester Mechthildis. Es kam hier nicht die Aufgabe sein, die historische Entwicklung des Klosters, das sich namentlich unter Probst Meinthers Nachfolger Ekkehardis stattlicher ausgestaltete, zu geben. Es hat naturgemäß oft und eingehend die Schriftsteller beschäftigt und ist noch, als die Klosterkirche nebst ihren Grabstätten im Auftrage König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen restaurirt waren, zu deren feierlicher Einweihung auf Befehl König Johans von Sachsen von Gustav Köhler ausführlich beschrieben worden.

**Illustrationen der Chronik des Albinus (Tafel 5). Das Sächsische Staats-
siegel von Konrad dem Großen bis Kurfürst Christian I. (Tafel 6). Das Sächsische Staats-
siegel von Christian II. bis König Albert (Tafel 7). Begräbnisstätten der Wettiner (Tafel 8). Begräb-
nisstätten der sächsischen Fürsten (Tafel 9). Grabmäler sächsischer Fürsten und Fürstinnen (Tafel 10).
Die Entwicklung der Münze von Anbeginn bis zu König Albert (Tafel 11). Heinrich der Er-
lauchte als Minnesinger (Tafel 12).** Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß ein eigentlich illustratives Material aus jenen frühen Zeiten nicht vorhanden ist. Die Illustrationen der Chronik des Albinus gehören, wie diese selbst, einer bei weitem späteren Zeit an und sind selbstverständlich aus dem Geiste dieser späteren Zeit herausgestaltet. Aber wie das Bild: „Konrad der Große wird Mönch“, so sind auch die vier weiteren Illustrationsproben jener Chronik immerhin für unsere heutige Anschauungslust nicht ohne Reize. In künstlerischer Hinsicht zeigen sie eine schöne Vollkommenheit, und nicht ohne Interesse gerade im Hinblick auf Strebungen und Bewegungen unserer Zeit ist die Wahrnehmung, daß mit einer kühn hinausgestaltenden Phantasie das Wohlgefallen an einer gewissermaßen realistischen Lebensstreu Hand in Hand geht. Namentlich in Bildern, deren Wiedergabe ich mir leider versagen mußte, geht diese Lebensstreu — so in der Darstellung der Ermordung des Grafen Dietrich — bis zu der Grenze, ja über diese, des selbst heute Darstellbaren hinaus. Aber wenn uns dieser künstlerische Habitus dieser Bilder jetzt eigentlich nichts angeht, eben weil er mit der dargestellten frühen Epoche nichts zu thun hat, so geben diese selbst doch immer den Inhalt zu deren greifbarer Betrachtung. Otto der Reiche, der als Markgraf von Meissen seinem Vater Konrad folgte, während die anderen vier Brüder andere Gebietstheile erhalten hatten — Dietrich Eilenburg und die Lausitz, Dedo Rochlitz und die Besitzthümer Wiprechts von Groitzsch, Heinrich Wettin und Friedrich Brehna — ist derjenige der ältesten Wettiner, der auch dem heutigen Volksbewußtsein nahe steht. Wir alle kennen Uhlands Lied vom reichsten Fürsten und aus diesem fällt ein belebender Strahl zurück auch bis zu ihm dem Finder der reichen Silbererze. Das erste Bild der Tafel 5 zeigt die deckung der reichen Silbererze in der Umgebung des heutigen Freiberg, das in seinem ersten Werden ebenfalls auf Otto zurückweist. An seinen Namen knüpft sich auch außer der von ihm offenbar unternommenen Erweiterung Dresdens seine fortgesetzte Fürsorge für Leipzig, das unter ihm feste Stadt wird und jährlich zwei Märkte erhält, durch die es den seither in Merseburg blühenden Handel an sich zieht und die Grundlage seiner späteren Handelsherrlichkeit legt. Und hier schon liegen die Wurzeln bürgerlicher Kraft, die offenbar in jener thatreichen Zeit schnell aufwuchs, weil sie schon unter Dietrich, dem jüngern Sohne Otto's, der beabsichtigten Gründung des Thomasklosters einen wenn auch schließlich überwundenen, so doch zähen und selbstbewußten Widerstand entgegen setzen konnte. Und wie schon Konrad die Macht seiner Vasallen, Landsassen und Ministerialen anerkannte, indem er sie bei der Theilung seiner Länder befragend zu Rathe zog, so beginnen unter Otto diese Placita sich immer mehr auszubilden, so daß sie unter Dietrich dem Bedrängten bereits zu jährlichen Zusammenkünften ausgebildet scheinen. Daß die Freiburger Silbererze auch Neid und Bedrängnisse brachten, obschon sie dem Fürsten die Mittel gaben, die Wohlfahrt seines Landes schnell zu fördern und durch das bald geübte Münzrecht immer mehr zu heben, geht aus vielfachen Verwickelungen und Kämpfen namentlich auch seiner Nachfolger hervor. Obwohl diese Kämpfe zum großen Theil rein politischer Natur und dadurch hervorgerufen waren, daß Otto auf Zurathen seiner Gemahlin den jüngern Sohn zum eigentlichen Erben einsetzte, so spielt in ihnen die Macht des Goldes doch als psychologisches Moment mit und wurde in frühesten Urtheilen gar als ausschlaggebender Beweggrund Kaiser Heinrichs VI. die Mark Meissen als erledigtes Lehen für sich zu behalten angesehen. Für unsere Betrachtung der Dinge, die sich gern an das Bild anschließen und aus dem Bilde ableiten will, geben die Münzen, Siegel und Grabmäler jener Zeit die einzig sichere Kunde. Die Entwicklung der Münze, wie sie unter Otto dem Reichen mit den sogenannten Bracteaten oder Hohlmünzen begann, gibt bei aufmerksamen Zusehen ebenso wie diejenige des Staatsiegels von Markgraf Konrad dem Großen an uns die Anschauung über die ganze große durchlaufene Zeit an die Hand. Die Siegel der ersten Siegeltafel versagen nun freilich zum Theil eine leichte Entzifferung. Aber ich hielt es für besser, diese ältesten Zeugen fürstlicher Herrschaftsausübung genau nach den Originalen, wie sie noch heute in dem Königl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden liegen, abzubilden, statt sie in beschönigender Zeichnung vorzuführen. Die Fürsten, welche diese

Siegel führten, heißen: Konrad der Große, das erste und zweite. Markgraf Otto der Reiche. Das vierte und fünfte: Heinrich der Erlauchte. Dann: Markgraf Friedrich der Freidige. Sieben: Graf Otto III. von Brehna. Acht: Graf Friedrich II. von Brehna. Neun: Kurfürst Friedrich der Streitbare. Zehn: Herzog Moritz. Elf: Kurfürst Moritz. Zwölf: Kurfürst Christian I. Zweite Siegeltafel: Kurfürst Christian II.; Kurfürst Johann Georg I.; Kurfürst Johann Georg II.; Kurfürst Johann Georg III.; Friedrich August I. (II.) König von Polen und Kurfürst; Letztes Kurwappen; Kurfürst Friedrich August III.; König Albert; Vereinigtes Kurfürstliches und Polnisches Wappen. Aber wie später die Portraits einen tiefen Einblick in die Sitten der Zeit und damit in deren innerstes Fühlen und Wünschen erschließen halfen, so sind für jene frühesten Tage zwei Kunstäußerungen des Menschen vor Allem bezeichnend: die Baukunst und die mit ihr innig verwachsene oder vielmehr in ihrem Dienst stehende Skulptur. Zu Dome, wie das westliche Deutschland sie baute, hatte dieser kämpfereiche Boden allerdings keinen Platz. Dort durfte man sich alterworbenen Besitzes freuen und seine kühnsten Phantasien himmelhoch aufthürmen, während hier das Schwert kaum aus der Hand gekommen war. So mußte naturgemäß mehr der Sinn für robuste Kraft als für eine bei aller genialen Massigkeit der Formen abgeklärte um nicht zu sagen selig-heitere Kunst, in welcher sich Kraft mit zierlicher Sitte verband, leben. Aber wo sich wesentlich nur Kraft bethätigt, da ist in der Kunst das Nützlichkeitsprincip ohne weiteres Dogma. Auch hier baute man Dome, ganz wie es der noch zähere, weil länger sich im Kampfe mühende Nordosten that. Aber selbst in scheinbaren Einzelheiten welche Gegensätze zu dem Westen! Man sehe die Löwenköpfe auf der Erzhür am Dome des dem Westen doch ein gutes Stück entgegenkommenden Hildesheim und man vergleiche sie mit denen des Nacher Münsters! Hier ist alles richtig, fein, um nicht zu sagen zart. Da aber spricht bloß das Bild der Kraft und gerade darum bei aller Schwäche der Zeichnung: ein Löwe. Und der Nordosten und fernste Osten baute, weil er bauen mußte und mit dem edlen Sandsteinmaterial nicht bauen konnte, weil er keins hatte: mit gebrannten Ziegeln. Welch ein Reiz, welch herrliches Vergnügen mußte in den beständigen, sicher durchgeführten Vergleichen unserer frühesten sächsischen und der ihnen benachbarten Kunstbethätigungen mit denen des Westens liegen! Aber dazu fehlt es hier nun freilich an Raum und Gelegenheit, weil auch die späteren, aber nicht immer schöneren und erhabeneren Zeiten ihr Wort verlangen. Dabei ließen sich zudem verwandte und heute geistig eine Einheit bildende Landstriche nicht trennen. Merseburg, Magdeburg, Naumburg, ja Bremen und Lübeck, um nur diese zu nennen, würden bei solchem Betrachten besondere Erwähnung erheischen. Namentlich auch käme, abgesehen von dem ganz merkwürdig frühem aber zu selbständiger Kunstweise leitenden Einfluß, den der aus dem nordöstlichen Frankreich gekommene gothische Stil weit über deutsche Gaue fort auf den Magdeburger Dombau übte, die Bauweise der in diesen Gegenden sich immer mehr ausbreitenden Cisterzienser, denen Otto der Reiche das Kloster Altzella schuf, in nähere Betrachtung. Diese fand hier die ihr willkommene einfältige Kraft, obschon in den sächsischen Landen schnell genug — und sicher in Folge der wachsenden Wohlfahrt — sich eine immer innigere Freude am Schönen kundgab. Die Grabsteine der damaligen Zeit geben zur Kenntniß dieser Entwicklung genugsame Gelegenheit und aus unsern Abbildungen dieser frühen Zeugen sächsischen Kunstfleißes geht ja dieselbe genugsam hervor. Mit der Zeit macht sich eine immer durchdringendere und sicherere Naturanschauung geltend und es ist nicht der geringste Ruhmestitel unserer sächsischen Lande, daß die ursprünglich in Westfalen sicher geübte, dann namentlich in Bamberg hinsichtlich der Portraittreue vollendete Steinskulptur in ihnen ihre großartigsten Blüthen trieb. Die „Goldene Pforte“ des Doms zu Freiberg, welcher ohnehin den spätromanischen Stil in entzückendster Vollendung zeigt, bedeutet den Triumph der sächsischen Bildhauerkunst. Hier strahlt alles von dem Blattwerk der Kapitäle und Gesimse angefangen in hochragender Schönheit, die sich kraftvoller Grazie vermählte. Kunsthistorisch ist die „Goldene Pforte“ — wegen der reichen Verwendung des Goldes in ihrer ursprünglichen Bemalung so genannt — auch deshalb von weittragender Bedeutung, weil sie zugleich mit den Einflüssen fremder Kunstweise deren genial-selbständige Verwendung und Beherrschung in sich trägt und schon in damaliger Zeit die bis zur Jetztzeit sich treugebliebene deutsche Begabung, fremdes auf sich wirken zu lassen um größeres Eigenes zu schaffen, beweist. In ähnlicher und zuweilen noch vollendeterer Kunst bewährte sich dieser Schöpfergeist jener Zeit in den den Naumburger Dom zierenden Bildwerken, unter denen die Kreuzigungsgruppe, die Darstellung des letzten Abendmahls und Anderes wohl das Bedeutsamste sind, was jene Zeit überhaupt schuf. Aber auch die Schloßkirche zu Wechselburg trägt Bildwerke, die an Natürlichkeit der Darstellung unserm heutigen Kunstideal nahekommen. So ist die Maria der Kreuzigungsgruppe ein Bildwerk, das die Verklärung menschlichen Leids zu göttlichem verkörpert und erschütternd und reinigend zugleich wirkt: ganz wie ein hohes Lied dichterischer Kunst. Bei der Wechselburger Kreuzigungsgruppe ist zudem die in damaliger Zeit allgemein üblich gewesene Bemalung erhalten und aus ihr steigert sich nicht wenig die Wirkung und aus ihr löst sich zugleich die Überzeugung, daß der Bildhauer unbedingt mit der Farbe und auf die Wirkung der Farbe rechnete. Ein besonderes Wort wäre wohl noch über die Behandlung der Gewänder und deren immer fortschreitendere Behandlung zu sagen. Aber wir müssen uns hier bescheiden und dem innigen Betrachten unserer Bilder mag es überlassen sein, selbstschauend den Kunstgeist jener Zeit zu suchen und zu begreifen. Ich erwähne hier nur noch, denn es wird Gelegenheit geben, auf diese Tafeln mehrfach zurückzuweisen, daß das Grabmal des Wiprecht von Groitzsch das älteste der in Sachsen noch vorhandenen alten Kunstdenkmäler ist und die Begräbnisstätten des von Otto dem Reichen gegründeten Klosters Altzella der Zeitfolge nach sich an diejenigen Konrads auf dem Petersberge anschließen. Ganz naturgemäß erscheint es, daß auf solche Bethätigung künstlerischer Begabung die edle Kunst des Minnesangs, welche die Wartburg für alle Zeit mit wunderbarer Poesie umfloß, auch in dem eigentlichen Meißener Lande unter Heinrich dem Erlauchten und in diesem selbst einen Minnesinger fand, der zudem seinen Platz in der großen Manesse'schen Liederammlung fand.

Belehnung Friedrichs des Streitbaren mit der Kur im Jahre 1423. (Tafel 13).

Älteste Karte des Landes Meissen (Tafel 14). Der Prinzenraub (Tafel 15). Alte Ansichten der Stadt Meissen (Tafel 16). Alte Ansichten der Stadt Freiberg (Tafel 17). Älteste Ansicht des Dresdener Residenzschlosses (Tafel 18). Wenn unter Heinrich dem Erlauchten sich zu der schönen Entfaltung der Kunst auch reiches staatliches, durch neuen Länderszuwachs zudem erweitertes Leben gesellte, das um so freier und stolzer sich erheben konnte, als

Heinrich bereits über die innerhalb seines Amtsbezirkes gelegenen Reichslehen verfügte, so sollte gerade deshalb, weil die damalige Zeit fürstlichen Länderbesitz mehr als theilbares Privatgut, statt als ein untheilbares Staatsgut betrachtete, neues großes Kämpfen den Wettinern beschieden sein. Heinrich theilte seine Länder und das durch frühere Theilungen schon einmal heraufbeschworene Elend stellte sich von neuem ein und brachte das bereits zu reichster Blüthe gelangte Staatswesen in die Gefahr völliger Zerstückelung. Kam doch unter Heinrichs Nachfolgern eine Zeit, da Albrecht im Grunde nur auf Dresden und die Niederlausitz angewiesen war. Aber so schwere Kämpfe unter Albrecht dem Entarteten, Diezmann und Friedrich dem Freidigen über das Land zogen, so hatte die große Gefahr wieder einmal die größere Kraft gezeitigt und in Friedrich einen Fürsten geschaffen, der die zerbrechende Macht stärker und erweiterter aufrichtete als sie je zuvor gewesen war, so daß er in Wahrheit der eigentliche Schöpfer des ein Jahrhundert später in die Geschichte tretenden sächsischen Kurstaates wurde. Und eigen bezeichnend für jenen ersten Schritt in dauernde Größe ist der Umstand, daß er gemeinsam mit dem Bürgerthum gethan wurde; denn nicht zum wenigsten der Tapferkeit leipziger Bürger dankte es Friedrich der Freidige, daß er den ihm von König Albrecht entgegengesandten Burggrafen von Nürnberg bei Lucka, unweit Altenburg, schlug. Die Kraft zwang auch das Glück und bald konnte sich Friedrich in Erfurt von Thüringen, in Chemnitz von Meissen huldigen lassen. Sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, konnte das Neugeschaffene in Folge seiner engen Verbindung mit Kaiser Ludwig dem Bayern, dessen Schwiegersohn er war, sicher ausgestalten und so schnell wuchs seine Bedeutung und sein Ansehen, daß ihm nach Ludwigs Tode die deutsche Kronkrone angetragen wurde. Er aber neigte sich dem aufgehenden Sterne der Luxemburger und er wie seine nächsten Nachkommen kamen hierdurch in mancherlei Kampf, aber schnell auch zu größerer Macht. Die siegreich bestandene Thüringer Grafenfehde zog Weimar in den Besitz, Heirath zog Koburg in die Anwartschaft der Wettiner. Durch Pfand und Kauf kam Anderes hinzu und nicht ohne große Bedeutung ward die Besiegung der Burggrafen von Dohna durch Wilhelm I. Aber noch einmal trat die Gefahr ernsthafter als je zuvor nicht bloß an die Macht der an den Osten und Südosten des Reichs grenzenden Staatswesen, sondern an das deutsche Volksthum überhaupt: das weit zurückgetriebene Slaventhum stand wieder auf zu neuen Kämpfen, Polen und Lithauen zerbrachen die Macht des deutschen Ordens und die Hussitenkriege schrieben ihre Furchen mit untüglbarer Flammenschrift in die Geschichte. Der anfänglich siegreiche Friedrich der Streitbare ließ Siegmund gegen Verpfändung des böhmischen Voigtlandes weitere Hilfe und er erhielt obendrein die sächsische Kur. Damit traten die Wettiner in die allervorderste Reihe der deutschen Reichsfürsten. Der hochberühmte und hochherrliche Name der Sachsen knüpfte sich nun an ihr Geschlecht, zu dem schwarzen meißnischen Löwen gesellten sich die grüne Raute und die gekreuzten rothen Kürschwerter. Auf unserer Münztafel gibt sich dieses neue Erwerben kund, wie denn sie, nebst den Grabmalern den einzigen historischen Anhalt zu einer persönlichen Anschauung jener frühen Fürsten gibt. Aber das mit dem Kuchhut geschmückte Haupt Friedrichs des Streitbaren trug dennoch eine Düldekrone: Schlag auf Schlag waren die Hussiten siegreich und verwüsteten in unerhörter Weise das von ihnen eroberte Land. Friedrich starb in Altenburg, an das sich bald das noch heute volkstümlichste Abenteuer jener frühen Zeiten knüpfen sollte: der Prinzenraub. Die Hussitenkriege mit ihrem Gefolge von Rechts- und Zügellosigkeit hatten die faustrechtlichen Neigungen des Adels nur noch gesteigert und es ist naturgemäß, daß der vom Gewaltrecht seiner Zeit verleitete Edelmann das Schwert auch einmal nach oben richten konnte, statt nach unten. Dieser Edelmann ist Kunz von Kaufungen, der seine Auflehnung mit dem Tode büßte und obendrein mit entstellender Sage und Historie überhäuft fluchbeladen bis in unsere gerechteren Tage durch die Geschichte schritt. Denn neuere Forschung hat zweifellos ergeben, daß Kunz nicht der elende Wegelagerer war, als der er noch heute dem Volksbewußtsein gilt. Ganz abgesehen davon, daß außer seinen offenen Anhängern die geheime Gefolgschaft der Schönberge, Schleinitze, Einsiedel, Maltize und Anderer einestheils die Bedeutung Kunzens und andererseits wenigstens den Schein des Rechts der von ihm geltend gemachten Ansprüche erweisen, sind Huld und Anerkennung, die er für seine im Bruderkriege geleisteten Dienste vom Kurfürsten erfuhr, sprechende Zeugen seiner Tüchtigkeit. Aber gerade der Bruderkrieg, den Friedrich und Wilhelm mit einander führten, obschon sie dem sterbenden Vater Eintracht in die Hand geschworen hatten, war dazu angethan, die staatliche Selbstzucht der Unterthanen zu untergraben und subjectives Ermessen an die Stelle objectiven Rechts zu setzen. Kunz, der sich obendrein durchaus nicht als Unterthan des Kurfürsten fühlte, betrachtete sich als der materiell benachtheiligte und in der Folge des Rechtsstreites auch ideell tief verletzte Freie. Und wenn etwas für ihn spricht, so ist es die zähe Ausdauer, mit der er, der schnell zuschlagende Edelmann wieder und wieder zur Feder griff — man sehe die seine Bedeutung ebenfalls erweisende Handschrift — um einzig von dieser sein Recht zu erlangen. Wir sind so sehr gewöhnt, entlegene Epochen und Menschen mit einem dem unsern ganz unähnlichem, um nicht zu sagen steinernen Empfinden ausgestattet zu denken, daß allerdings ein gut Stück Selbstentäußerung dazu gehört, um die ganze Außen- und Innenqual eines Kunz von Kaufungen auch nur zu ahnen. Aber wenn man den Weg zu seiner Zeit und damit zu ihm gefunden hat, wird man in ihm viel weniger den Wegelagerer als den tragischen Helden erblicken, wobei nun freilich weder sein Selbstrecht noch der ursprünglich elendiglich materielle, aber doch dem Zeitgeist entsprechende Beweggrund seiner That uns sympathisch zu sein brauchen. Wenn es schon gestattet ist, gewesene Zeit nicht bloß mit dem Auge sondern dem Herzen zu sehen, so müßte in unserm Falle die Sympathie weder bei dem vielfach übel berathenen Fürsten (entstand doch auch der Bruderkrieg in Folge der Eifersucht der fürstlichen Räte) noch bei dem Edelmann, sondern bei dem Volke sein. Denn hier zum ersten Male erscheint das Volk mit seiner unendlichen Seele. Ich möchte um alles nicht den Prinzenraub missen, weil gerade er der späteren Zeit Gelegenheit gab, ein so frühes Emporlodern lebendigsten Volksgeistes mit ihren eigenen Organen zu schauen und zu verstehen. Es ist ganz zweifellos — und der frühe Kampf der Städte um freies städtisches, staatlich unbeeinflusstes Dasein läßt uns genug ahnen, daß die deutsche Volksseele, so wie sie heute noch sich äußert, schon in uralter Zeit vorgebildet lag. Hier aber spüren wir die ganze herzergreifende Fähigkeit dieser Volksseele in aufopfernder Theilnahme selbstlos aufzuglühen für die vaterländische Idee. Als die Sturmglocken ertönten und alle Welt erfuhr, daß die beiden einzigen Söhne des Kurfürsten schmöde geraubt waren, stand das Volk auf wie ein Mann. Die Städte schickten ihre wehrfähige Mannschaft hinaus, die Erbarmannen des Landes stürzten in die Rüstung und die Bauern zogen mit Gabel und Drischel bewaffnet in die Wälder. Es wäre ein wahres Wunderding gewesen, wie sich das Land bewegte hätte, singt der alte Bergreihen. Auf allen Landstraßen habe es „gewibbelt und gekribbelt“ von Leuten, die nach den Räubern auszogen. Und denkt man daran, wie sehr das Ereigniß

noch Jahrhunderte lang die Phantasie des Volkes beschäftigte, wie es wieder und wieder mit neuer Sage umrankt erzählt und beschrieben wurde — weiß doch selbst Aeneas Sylvius, der spätere Papst, der sich mit Sachsen sonst nicht beschäftigte, davon zu berichten — so läßt sich die ungeheure Volkserregung, die es hervorrief, ganz begreifen. Und diese wirkt noch heute so ideal-erhaben, weil sie die Verkörperung selbstloser Liebe zum angestammten Fürstenhause bedeutet. Es ist Blut von unserm Blute, das wir dort in der Ferne der Jahrhunderte aufglühen sehen und wir finden von ihm aus den Weg über die Reformation zu uns selbst. Zu unserm Bilde (Tafel 14) ist zunächst zu sagen, daß die nach früheren Bildnissen hergestellten Abbildungen der Haupttheilnehmer nun freilich kaum auf Lebenstreue Anspruch machen dürfen. Das rechte Mittelbild stellt die Prinzenhöhle dar, während das linke das Altenburger Schloß zeigt. Der Brief Kunzens ist an Münzmeister Nickel Monhaupt, welcher die beiderseitigen Klagen und Antworten in Empfang nahm, gerichtet und lautet: Min fröndlich dinst czuor liber er monzemeister noch dem vch wol wissende ist daz, der erluchte hochgeborn forste vund herre herre frederich Herzoge czu sachsen 2c. vund ich vnser antwerte vnser iczlicher vf tes andern scholde mit sammet denselben obergeantworten scholden also vf desen nesten dornstag bei vch senden vund ober antworten fallen hat mich treflich sach do dorch ich des mins teils vf deselben dornstag nicht getun kan doran vorhindert sondern gar in forcz alze beim drein ader für tagen vngeferlich dornach dorvm so moget ir den boten so vnser beiter part gewiltten scheidenrichter dor noch senden werden des beharren lasen ader on di bei einer ander botschaft schaffen wi vch daz am fvgfamst bedvnket waz ich vch czu wiln sein sal ben ich willig vnder minem segl. konrat von kouffungen. Adresse: Dem erbare festin nickel monhart monzemeister czu freiberg meinem guten frönd 2c. Es liegt in der Natur meiner Chronik, daß das erläuternde Wort dem Bilde nicht mit zäher Ausführllichkeit folgen kann. Dazu hätte es eines unmöglichen Umfangs bedurft, der obendrein für Den, der sich ernsthaft mit jeder einzelnen Abbildung beschäftigen will, überflüssig gewesen wäre, weil eigenes Studium auf den vorhandenen unzähligen Schriften sicher genug fußen kann. Auch bei der Erwähnung der Karten und ältesten Stadtpläne muß ich den wißbegierigen Beschauer u. a. an Adelungs „kritisches Verzeichniß der Landkarten 2c.“ verweisen, während der oberflächlichen Betrachtung es überlassen bleibt, das Gewesene an dem gegenwärtigen zu vergleichen und hieraus nicht zum wenigsten die Freude an diesem letzteren zu mehren.

Sächsishe Fürsten: Von Georg bis Moritz den Großen (Taf. 19) bis Prachstücke und Ornamente aus dem Königl. Sächsl. Historischen Museum zu Dresden II. (Tafel 36).

Wenn etwas den Stolz des Sachsen auf heimische Art und Größe großziehen könnte, so würde die selbst oberflächlichste Betrachtung seiner Geschichte völlig ausreichen dürfen; denn es ist geradezu erstaunlich, welche Fluth von Kampf und Blut, von Niedergang und Aufgang über dieses Volk und dieses Land bis in unsere Zeit dahinschritten. Immer zu Boden geworfen erhebt es sich halbverblutet, um schnell erholt stark und sicher die deutsche Cultur zu tragen, wie nur ein anderer Volksstamm. So waren kaum die schauerhaften Verwüstungen des Hussitenkrieges und des ihm folgenden Bruderkrieges erduldet, als Ernst und Albrecht das Land einer Kultur entgegenführten, die großartig genug war, die Reformation zu erzeugen und zu stützen. War unter Friedrich dem Streitbaren wissenschaftliches Leben erwacht (Gründung der Universität Leipzig), mehrte sich unter Friedrich dem Sanftmüthigen die Bedeutung der landständischen Verfassung (die Städte nahmen an den Berathungen theil), so quoll unter Ernst und Albrecht das vielgestaltigste Leben aus dem nimmermüden Boden. Von beiden Fürsten aus, deren jeder eine bedeutsame Herrschernatur war, ging erst in geeintem, dann in getheiltem Strome das sächsische Leben unendlich reicherer Kultur entgegen, als es vorher auch nur geahnt hatte. Die Feuerwaffen besiegelten das Schicksal des Ritterthums und im Jahre 1480 wurde in Leipzig die erste Buchdruckerei gegründet; Apotheken kommen auf, die Münze breitet sich aus und dem immer erfolgreicherem Handel gesellen sich Wohlfahrt und Luxus zu. Die patriarchalische Art zu regieren muß sich nach allen Seiten wehren, denn sie hat sich mit den tausend alltäglichen Tugenden und Untugenden der Unterthanen abzufinden und thut das in den Verordnungen, aus denen Tafel 29 und 30 unsres Werkes gar erbauliche Proben liefern. Ich habe, um möglichst viele Materien erwähnen zu können, scheinbar willkürlich eine an die andere gereiht. Aber da es nicht möglich war, alles wieder zu geben, so wurde doch die historische, um nicht zu sagen psychologische, Folge gewahrt. Aus ihrer Betrachtung, wie aus derjenigen der religiösen Kuriosa und der Sittenbilder, läßt sich ein Ausblick auf das ganze 15. und 16. Jahrhundert gewinnen. Man braucht nur mit offenem Auge zu schauen und man sieht nicht bloß jene „alte gute“ Zeit, sondern auch unsre „neue schlechte“. Aber aus allem geht jedenfalls ein immer reicheres Allgemeinleben hervor, das zunächst freilich politisch und religiös und wirtschaftlich sich äußert, während für eine reichere Kunstentfaltung kein Platz zu sein scheint. Das wesentlichste und für alle Zukunft bedeutsamste politische Ereigniß wurde die endgiltige Theilung der Länder. Das Geschlecht der Wettiner, das seither immer wieder die Einheit seines Daseins, wenn auch nur auf kurze Zeit, gefunden hatte, zweigt sich von nun an und bis in unsere Tage, um nicht zu sagen für immer, in zunächst zwei große Linien: die ernestinische und die albertinische. Wir brauchen nicht auszudenken, was es damit politisch verlor. Noch einmal nahte ihm ja unter dem Ernestiner Friedrich dem Weisen der Glanz der deutschen Krone, dem es jetzt aus dem Wege ging, wie es ihn schon wiederholt gemieden hatte. Friedrich der Weise fühlte sich zu alt die Last einer Krone zu tragen, die vielleicht schwer für sein Haupt, aber auch vielleicht von unberechenbarem Segen für das deutsche Volk geworden wäre. Bis dahin hatte das immer höher steigende Fürstengeschlecht von einer Weltherrschaft träumen können, wenn eben es gewollt hätte. Von nun an war es damit unwiderruflich vorbei, obschon das Geschlecht nun in einem einzigen halben Jahrhundert eine Anzahl Fürsten in die Geschichte stellte, deren jeder ein eigenstes Wort zu sagen, eine eigenste That zu thun hatte. Nach Ernst kamen in Thüringen — man ersieht die Art der Theilung der Länder aus Tafel 54 letzte Bilderreihe — Friedrich der Weise, Johann der Beständige, Johann Friedrich der Großmüthige, nach Albrecht, dem Stammvater unsres Königshauses: Georg der Bärtige, Heinrich der Fromme, Moritz der Große, August. Zwischen alle hinein stellt sich, mag der Ernestiner Willkommen sagen und der Albertiner abweisen: Luther. Und wie die ehernen Größe des Mannes das Schicksal Deutschlands bestimmen sollte, so bestimmt sie auch das des Geschlechts der Wettiner. Georg der Bärtige wird durch die lutherische Lehre, die er beständig bekämpfte — und wie wehrte sich Luther „wider Herzog Georgen“ — der auch sein Bruder Heinrich der Fromme zugethan war, zu einer tragischen Gestalt. Sohn um Sohn sank ihm ins Grab und solches Leid verbitterte sein kampfreiches Leben um so mehr. Es war eine eigene Fügung, daß er den Gedanken,

das Land in die Verwaltung Böhmens zu geben, falls Heinrich der neuen Lehre treu bleibe, nicht ausführen konnte. Heinrich hatte das Ansehen, sein religiöses Verhalten von der Erbschaft des Landes abhängig zu machen, zurückgewiesen. Aber Georg kam nicht mehr dazu ein ihm vorgelegtes Testament zu unterzeichnen und so erhielt das albertinische Sachsen in Heinrich seinen ersten protestantischen Fürsten und in dessen Gemahlin Katharina von Mecklenburg eine Fürstin, die mehr noch wie ihr Gemahl für die Verbreitung des Lutherthums sorgte. Ihrem Schoße entsproß jener Moritz, der, vielleicht der politischste Fürst, den Sachsen je gehabt, ganz Europa mit dem Klange seines Namens erfüllen sollte. Wenn irgend einer der Fürsten jener Zeit von einem protestantischem deutschen Kaiserthum hätte träumen dürfen, so war er es, der kühn und besonnen wie keiner dachte und handelte. Sein Vater noch hatte sich mehr als ein Sohn des neuen Glaubens als der Beherrscher eines Staates gefühlt. Moritz drängte alles Gefühl, verwandtschaftliches wie religiöses zurück, ja er begrub es, um Fürst und nur Fürst sein zu können. Was er dadurch an subjectiver Sympathie verliert, gewinnt er an objectiver, denn Kurfürst Moritz ist die geborene große Herrschernatur des sechszehnten Jahrhunderts. Luther schon hatte Kurfürst Friedrich den Großmüthigen vor dem „jungen Löwen“ gewarnt. Der junge Löwe sollte sich allerdings bald darauf mit dem Kurhut schmücken und einen Karl den Fünften vor sich herjagen. Aber bei Sievershausen fiel der junge Löwe. Kaum 32 Jahre alt war Moritz geworden. Noch heute könnte man rückschauend klagen und trauern über dieses frühe Ende, das eine Welt voll Kraft und That begrub. Freilich, im wesentlichen war die Aufgabe Moritzens gelöst: die Macht der Habsburger, die Deutschland zu einer spanischen Provinz erniedrigen wollten, war gebrochen und der Protestantismus konnte leben. Aber erstaunlich wie der ganze seltene Heldenjüngling, ist auch die Art, in der Moritz nicht bloß nach außen, sondern auch nach innen seine Herrscherkraft bewährte. Zäh und rücksichtslos hält er an der von Albrecht dem Beherzten eingeführten Untheilbarkeit des Landes fest, und zwar trotz des väterlichen Testamentes, das für die Brüder Moritz und August eine Theilung aussprach. Und wie er hier schnell den ihm rechten Ausgleich fand, so erweiterte er seine Macht zunächst dadurch, daß er über alle naheliegenden, mehr oder weniger selbständigen Herrschaften seine Lehnshoheit geltend machte. Daneben schreitet der volkswirtschaftliche Ausbau des Staatswesens schnell und groß vorwärts; das leipziger Oberhofgericht erhält eine neue Ver-ordnung, das ganze Land wird in vier Kreise getheilt, deren jeder einen Oberhauptmann und einen Landschaftsausschuß erhält. Die Macht der Stände muß er wohl oder übel beträchtlich steigern und von ihrer Bewilligkeit seine Kriege abhängig machen. Die neue Kriegsführung, die Befestigung der Städte, die er vorsichtig bei Zeiten begann und mehrte, die Kriege überhaupt drängten ihn dazu, das Steuerbewilligungsrecht immer mehr in die Hand der Landstände zu geben. In den 12 Jahren seiner Regierung hielt er nicht weniger als neun Landtage ab. Man sieht hier das Volk neben und hinter dem Fürsten stehen, obschon es sich zunächst nur als Vertretung des Adels und der Stadt erkennen läßt. Groß auch war Moritzens Sorge für die Schule; er schuf die Fürstenschulen Meißen, Merseburg (bald nach Grimma verlegt) und Pforta, er machte die Universität Leipzig durch die Verleihung der Güter des Paulinerklosters reich und zu umfangreichster Ausdehnung fähig. Kurz er war draußen und daheim ein unvergleichlicher Herrscher, bei aller gewollten Härte des Berufs weich genug gestimmt, um noch auf dem Todtenbette seinem Bruder August „die armen Land und Leut treulich befohlen“ sein zu lassen. Das Bild dieses seltenen Fürsten zeigt unsere Tafel 25 nach einem Gemälde des Lucas Kranach, das noch heute in der Dresdner Gallerie hängt und mir bereitwillig zur Vervielfältigung überlassen wurde. Auf Tafel 27 gebe ich ein andres Bild desselben Kurfürsten nach einem Gemälde des jüngern Kranach wieder, während auf Tafel 19 die ganze letzte Bilderreihe ebenfalls die Züge des großen Herrschers mehr oder weniger getreu wiederpiegelt. Die Zusammenstellung solcher Bildnisse war schwierig, sie wäre bequem gewesen, wenn ich nur das Beste hätte geben wollen. Aber es sind nicht immer die Lenbachs, die der Phantasie des Volkes am vertrautesten wurden. Hatte Nürnberg seinen Dürer, so Sachsen-Thüringen seinen Kranach. Auch das dritte Bild der zweiten Reihe Tafel 19 ist von diesem. Es gibt wohl das beste Porträt Heinrichs des Frommen. Ich hoffe die Verzeihung der Kenner zu erlangen, die da sehen, daß ich die allerdings unästhetischen Füße draußen ließ. Die Anordnung der nach den verschiedensten Formaten reproduzierten Bilder zwang einmal zu einem schnellen Schnitt. Die Bildnisse Georgs — eins und vier der Tafel 19 — sind künstlerisch äußerst werthvoll, das erste der zweiten Reihe ist ein jedenfalls originelles nürnberger Fabrikat. Ich muß noch zwei und drei der ersten Reihe (Tafel 19) erwähnen; zweite stellt angeblich Ernst und Albrecht dar. Die Figur links mit dem Rosenkranze galt lange als Albrecht und wurde noch von Sachsens jetzigem Könige in jungen Tagen in Kupfer gestochen. Aber sie stellt zweifellos Ernst dar, während die andere kaum auf Albrecht deutet. Man vergleiche auch Tafel 56, Mittelreihe. Jedenfalls stellt Bild drei Albrecht, den kühnen, unermüdlichen Streiter für Kaiser und Reich, dar. Das Bild ist holländischen Ursprungs und bis auf den Henri Quatre vergleichender Betrachtung geläufig. Es versteht sich, daß ich die Kaiserkrönung (Tafel 20) gab, um einen Blick auf die vornehmste Staatsaction des Mittelalters zu ermöglichen. Das Bild besleißigt sich offenbar besonderer Lebensfreude. Kranachs Turnier hingegen (Tafel 21) gibt unverfälschtes höfisches Spiel wieder. Die Lutherbilder sprechen für sich selbst. Die Mitte von Tafel 23 ist wieder ein Kranach, während das Schlußbild ein Dürer ist. Interessant und selten ist das Porträt Luthers als Junker Jörg. Luther mit Vollbart ist jedenfalls eine eigenartige Erscheinung, aber man findet in ihm bei näherem Betrachten den ganzen Luther. Von dem Moritzmonumente (Tafel 26) ist nur das Mittelstück noch heute theilweise erhalten und in Dresden zu sehen. Auf Moritz folgt August, der in volkswirtschaftlicher Hinsicht noch größere Bruder. Das Volk hat ihn, dem Bücher lieber waren als die Silberadern seiner Bergwerke — auf die er der sparsamste Hauswirth freilich trotzdem niemals verzichtet haben würde — der das Gymnasium zu Freiberg besucht und sich wenn auch keine streng wissenschaftliche, so doch ebenso allseitige wie tiefe Bildung zu eigen gemacht hatte, Vater August genannt. Und seine Gattin, Dänemarks ebenso weltkundige wie zielbewußte Tochter, wird mit dem Ehrentiteln „Mutter Alma“ geschmückt. Tafel 27 zeigt sie als Herzogin, wie das große Mittelbild, in dessen Antlitz man unschwer die Züge eines heutigen Wettiners, des jungen Prinzen Friedrich August wiederfindet, August als Herzog darstellt. Bild eins und drei der ersten Reihe (27) zeigen den älteren August, die übrigen: Christian I. und Christian II. sind an den Schriften zu erkennen. Die Rüstung ist diejenige Christians II., der an äußerem glänzenden Prunk allerdings bei weitem mehr zur Schau trug als an innerem. Das herrliche königliche historische Museum in Dresden enthält vieles, was zu diesem Kurfürsten in Beziehung stand. Die Abbildungen der Tafel 35 sind meist Theilstücke seiner Rüstungen. Ich nenne sie der Reihenfolge nach, da es unmöglich

war, jedes einzelne Bild auch noch zu unterdrucken: Schild (Tartaria) aus dem 16. Jahrhundert; Kofstirn, silbergravirt, Christian I.; Bruststück (Christian II.) in Stahl getrieben, vergoldet, italienische Arbeit. Vorgebiete zur Pferdeausrüstung Christians II.; Helm Christians II.; Seitenblatt, Pferderüstung Christians II.; Beinröhren Christians II.; Sächsishe Streitsensen, 16. Jahrhundert; Handschuhe Christians II. Tafel 36: Damenbrettsteine; Kämme des 16. Jahrhunderts; Schmuckschränkchen, 16. Jahrhundert; Geätzte Partisanen, 16. Jahrhundert, Bildniß Kurfürst Morizens in Marmor; Rahmen aus dem 16. Jahrhundert; Kunstschrank, Innenansicht einer Thür vom Tischler Hans Schieferstein in Dresden, Ende des 16. Jahrhunderts; Maulthierdecke aus dem 17. Jahrhundert; Pistolen mit Elfenbein belegt, 16. Jahrhundert; Emailirte Kette vom Reitzzeug Augusts des Starken, auf den wir in einer Reihe späterer Tafeln noch ausführlich zurückkommen.

Ansichten des alten Leipzig (Tafel 37) bis: Das Residenzschloß zu Dresden im 17. Jahrhundert (Tafel 57).

Wie das 16. Jahrhundert deutsche Kultur auf einem erhabenen Höhepunkte zeigte, so blühte auch das sächsische Staatswesen immer reicher auf und gerade der nimmererrastenden Thätigkeit Augusts ist es zu danken, daß Sachsen in mehr als einer Hinsicht ein Musterstaat wurde, der in Leid und Ungemach bis in unsre Tage hinein die Früchte jener Bemühungen spendete. August war bei aller Lust an ritterlicher Schaustellung und Uebung kein Freund des Krieges, weil er den Frieden als die allein kulturtragende Macht erkannt hatte. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte er Melchior von Ossa den Auftrag erteilt, ihm seine Ansicht über die erspriesslichste Art zu regieren zu sagen und dieser wies in seinem Testament — von Christian Thomasius im Jahre 1717 herausgegeben — in erster Linie auf den Frieden hin, der eines weisen Fürsten erstes Bemühen sein müsse. In große Kämpfe ist August denn auch nicht verwickelt gewesen. Er ergriff und nahm die Gelegenheit sein Gebiet noch mehr abzurunden und gelegentlich der Grumbachischen Händel, die Johann Friedrichs des Mittleren Träume, die Macht der Ernestiner wieder aufzurichten zu alter Größe, begruben, mehrere Ämter der Ernestiner als Kriegskostenentschädigung einzuziehen. Johann Friedrich, der sich in seinen Unterschriften „geborener Kurfürst“ nannte, büßte seinen Traum ernestinischer Größe mit mehr als dreißigjähriger Gefangenschaft. Genau 20 Jahre, nachdem sein Vater bei Mühlberg die Kur verloren hatte, mußte Johann Friedrich die anfänglich zäh vertheidigte Veste Gotha und sich selbst auf Gnade und Ungnade ergeben. Grumbach und Kanzler Brück wurden geviertheilt, während andere Berather des unglücklichen Fürsten mit dem Schwerte gerichtet wurden. Der Grund zur Übergabe der noch gut verproviantirten Festung war eine Meuterei, die in Müllers Annalen ausführlich geschildert ist. Ich lasse diese Schilderung hier folgen, weil sie einen merkwürdigen Einblick in die „militärischen“ Sitten der Zeit gibt. Der 4. April 1567 ist der Tag des Ereignisses, da: „Hat man so wohl in der Stadt, als uff dem Schlosse die Trummel rühren, und annehmen ausruffen lassen, daß ein iedweder sich zu seinem Fähnlein an den darzu benienten Ort schleunig verfügen, und daselbst fernern Bescheids gewarten solle. Als nun jedes Fähnlein sich versammelt, lästet der Obrist-Lieutenant, Baltzar Beyer, einen Kreyß schließen, tritt mitten hinein, und redet das Volk solcher Gestalt an: Ihr lieben Lands-Knechte und Brüdere, auff Befehl meines gnädigsten Herzogs und Herrn, soll Ich Euch unangezeigt nicht lassen, was gestalt ein iedweder sich zu erinnern weiß, mit was Pflichten er dem Herzoge beygethan, und wie solche noch jüngsthin von neuem wiederholet worden. Es wäre aber dem Herzoge glaubwürdig zu Ohren kommen, ob wolte eine Meuterey und Aufruhr unter Ihnen entstehen, worüber sich der Herzog nicht wenig verwundere, und gerne wissen wolte was die Ursach sey? Solten dahero samt und sonders solches berichten. Wäre etwa einer Geld und Proviant benöthigt, solte es demselben gereicht werden, wie dann continuirlich noch gemünzet würde, auch Proviant überflüssig vorhanden wäre, hätten Sie sich über die große Wachten und Arbeit zu beschweren, solte Menderung getroffen werden &c. Was nun ein iedweder unter ihnen hier auff zu antworten hätte, das solte er seinem Rottmeister, dann derselbe seinem Hauptmann, und dieser Ihn, dem Obrist-Lieutenant, eröffnen, welches denn so fort dem Herzoge zu Remedirung vorgetragen werden solle. Worauff das Volk geantwortet, sie wolten einen Auschuß unter sich machen, und durch denselben sich vernehmen lassen. Welches auch alsobald geschehen, und nach gehaltener Unterredung, durch einen Ihres Mittels anbringen lassen: Sie wüßten gar wohl, mit was Eyd und Pflicht sie dem Herzoge verwandt wären, auch auff was Art und Weise sie solches ohnlängst wiederholet. Nun wäre ihm, dem Obrist-Lieutenant, nicht unverborgen, wie diese Zeit über mit Ihnen verfahren worden, und wären diesen Winter fast erfrohren, über dieses bekämen sie kein Geld, nicht halbfatt zu essen, welches ihnen gar beschwerlich seyn wolte. Ferner müßten sie Tag und Nacht über die ordentlichen Wachten am Walle arbeiten, und würden noch darzu von dem Feinde vor Grumbachische Zäuberer, Teuffels-Banner, Strassen-Räuber, Schelme und Diebe gescholten, und ob sie wohl anfangs nicht anders vermeynet, gestalt sie auch noch neulichst also bedeutet worden, der Krieg wäre wegen des lieben Wort Gottes, und Ihres gnädigen Herzogs entstanden, so müßten sie anizo viel ein anders hören, indem Ihnen der Feind uff dem Walle zurüffe, und sagte; Wenn wir Grumbach und seinen Anhang hinaus geben, so solte der Krieg aufgehoben seyn, und ein Ende haben, denn es wäre einzig und allein um diesen Mann zu thun. Würden wir ihn aber nicht lieffern, so wolten sie bey Eroberung der Stadt niemands verschonen, sondern Weib, Kinder, Güter und alles Preiß geben. Weiln wir nun dieses wissen, daß Grumbach die einzige Ursach sey, und wir also seinethalben in Leib- und Lebens-Gefahr stehen, auch Weib, Kinder, Haab und Güther verlustig seyn sollen, gestalt wir dann bereits ziemlichen Schaden erlitten, als wollen wir durchaus Grumbach und die ganze Gesellschaft heraus haben, will man uns nun selbige in der Güte geben, wohl gut, wo aber nicht, so wollen wir sie suchen, wo selbige anzutreffen, und hernach bey unserm Herrn Leib, Guth, Ehr und Blut aufsetzen, dieses möget Ihr, Herr Obrist-Lieutenant, dem Herzoge hinterbringen. Indem nun dieser Obrist-Lieutenant Beyer mit dem Volk zu thun hat, seynd eben in derselbigen Stunde die uff dem Schlosse in der Zwinger-Mauer gelegene vier Fähnlein gleichfalls befraget worden, welche geantwortet, sie wolten sich zuvor mit denen andern drumten in der Stadt bereden, und sich so dann einmüthig erklären. Darauff man ihnen gesagt, sie solten es hieroben thun, jene hätten sich schon heraus gelassen, was sie gesimmet wären, haben sie weiter replicirt, sie könten es iho nicht thun, sie müßten zuvor mit denen andern Völkern reden. Hierauff hat der Oberste von Brandenstein gesagt: Ihr seyd lose Gesellen, und Ihnen alles übel an den Hals gewünschet, auch begehrt, sie solten wieder hinunter in den Zwinger marchiren, da wolte man zusperren, und die Schelme mit Schwefel und Pech verbrennen, worauff das Kriegs-Volk geantwortet, das soll dir wohl der Teuffel verbiethen, wann du daran wilt, so müssen

wir es anders anfangen, lauffen so fort ingesamt hin, schliessen die Thür zum Zwinger zu, wälzen Fässer und was sie in der Eil bekommen, davor, und sagt einer zu dem andern, Ihr lieben Brüder, bleibet hieroben beyssammen, lasset uns einen Ausbruch machen, denselben in die Stadt schicken, und sich mit selbigen unterreden. Als aber das Thor verschlossen gewesen, und der Thorwärter solches zu öffnen sich geweigert, ist der ganze Hauffe herbey gelauffen, und geschrien; der Thorwärter soll das Thor auffmachen, oder sie wolten es mit Gewalt thun, welches er dann endlich geöffnet. Worauff sie alsobald das Thor eingenommen, und besetzt, der Ausbruch aber gehet hinunter in die Stadt, um bringet nach dessen Wiederkunft zur Antwort zurück; was sie droben auf dem Schlosse gesimmet wären, das wolten sie drunten in der Stadt auch thun und lassen. Fahren weiter fort und sagen, kurz um, die Braut, Grumbach, müste heraus, worauff sich Bürger und Bauern versammeln, besetzen das Thor stärker, lauffen mit einem grossen Lermen in das Schloß, und für Grumbachs Gemach, wollen den kurz rund haben, oder alles in Stücken hauen und schmeissen, bis sie ihn finden. Do nun der Herzog solchen greulichen Tumult vernimmt, tritt Er zur Thür heraus, und bittet, sie wolten Ihn nur 14 Tage Bedenkzeit geben, den Sachen solte schon geholfen werden, welches sie aber durchaus nicht eingehen wollen, und geruffen, es würde nichts anders draus, sie müsten Grumbachen, die Braut, darum iso getantzt würde, haben. Der Herzog bittet um 8. Tage, binnen welcher Zeit Er Grumbachen von sich schaffen wolle, der Wiederruff war, Nein, Nein, endlich bittet der Herzog um einen Tag, einen halben Tag, ja nur eine Stunde, oder doch zum wenigsten nur eine halbe Stunde, Er, der Herzog, hätte noch nicht Mahlzeit gehalten, wolte nur zuvor ein Bißlein essen, aber es hat alles, des Herzogs Bitten und Flehen ungeachtet, nichts helfen wollen, sondern seynd beständig uff Herausgebung Grumbachs verblieben. Inzwischen kömmt der Obriste Brandenstein herzu, und saget: Ach! Ihr liebes Volk, thut doch gemach, respectirt doch euren gnädigen Herrn ein wenig anders, und gebet Ihn schuldigen Gehorsam und Gehör, worauff das ziemlich erhitze Volk antwortet, was? wiltu uns im Zwinger verbrennen? komm her, komm her, bistu auch der losen Schelmen einer, nehmen Ihn so fort bey'm Kopffe, Er bittet um Gnade, ruffende, Er sey io kein Aechter, sondern ein fürstlicher Diener, und Kriegs-Obrister, welches aber nichts hilft, sondern führen Ihn mit 100. Hacken-Schützen durchs Schloß hinunter in die Stadt, da dann Ihn unter Weges bald einer hie, bald einer da, mit der Musquete einen Stoß gibt) setzen Ihn auf das Rathhaus, und stellen eine starke Wache davor. Die andern lauffen wieder hinauf auf das Schloß, da Ihnen dann Grumbachs Junge, Hänsel Tausendschön genamdt, so mit der Zauberey, welche er von Grumbachs Schreiber gelernt, umgegangen, und dadurch den Herzog guten Theils verführet, unter die Hände kömmt, welchen sie gleichfalls nehmen, und in den Pforten-Thurm werffen, Unterweges schlägt Ihn einer hie, der andere da, und fragen, bistu der Weissager? so sage, wer dich geschlagen hat, und begehren von ihm zu wissen, wo sein Herr, der alte Schelm, wäre, Er habe aber von Ihn nichts wissen wollen. Unterdessen fahren die andern im Schlosse fort, und wollen Grumbachen heraus haben, und weisn der Herzog in eigener Person vor dessen Thür stehet, und um Ausbruch nachmahls bittet, lauffen etliche die Wendel-Treppe bey'm Keller hinauff, und in des fürsten Gemach, schlagen die Schreibe-Stube auf, darinnen sie den Cantzlar Brücken finden, da hebet einer an, heraus, heraus. Er antwortet, thut gemach, gemach, kömmt recht an, Ich bin nicht Grumbach, auch kein Aechter, sondern der Cantzlar; Schadt nicht, sagen sie, den wollen wir auch haben, heraus, immer heraus, fort, fort, und wie er nicht flugs gehen will, lauffet ein kleiner Bauers-Mann herbey, spricht, fort, Cantzlar, fort, stößet Ihn mit der Büchsen in die Seite, sagende, gehe nur fort, Herzog Hans Wilhelm wird dirs schon sagen, was du gethan hast, nehmen ihn also mit Gewalt heraus, und führen ihn uffs Rathhaus zu dem Obristen Brandenstein. Die andern suchen inzwischen weiter, und kommen in des Herzogs Schlaf-Kammer, da wird ihnen von einigen Frauenzimmer ingeheim gezeigt, sie solten in dem einem Schub-Bette nachsuchen, wie dieses herfür gezogen wird, finden sie Grumbachen, der Länge lang, drinnen liegen, ziehen ihn heraus, schleppen ihn hinunter, schliessen mit ihren Hacken zusammen, und tragen Ihn, wie die Ratten ihren König, in aller Dignität und Herrlichkeit zur Stadt hinunter. Unterweges entfärbt Er sich etwas, und meynt man, er habe Gift zu sich genommen, da hebt iedermann an zu schreyen, O! tragt den Schelm zum Doctor, er hat Gift gefressen, will ihm selbst den Todt anthun, als sie nun denselben zum Doctor tragen wollen, hat dieser (D. Paul Luther) ihn, wegen besorgenden Auf- und Zulauffs des Pöbels, in seinem Hause weder sehen noch wissen wollen, bringen ihn also incurirt uffs Rathhaus. Unter währenden diesen Tumult ist Hansen Beyer, einem gewesenen Chur-Sächsischen Beamten, so sein Logiament in der Seiler-Gassen gehabt, auch zu wohl, spricht zu seinem Jungen, Junge, holla, holla, siehe zu, seynd die Lands-Knechte noch im Schlosse, der Jung spricht, ja, Ey, sagt er, die Narren verstehen die Sache nicht, gib mir meine Krücken (muß lahm gewesen seyn) her, Ich will hinauff, was gilt, ich will die Tropffen schon zufrieden stellen, und zu rechte bringen, wie er nun die Wendel-Treppe hinan freucht, kommen ihm etliche entgegen, nehmen ihn mit, und sagen, sieh, ist das auch der Schelmen einer, Hans Beyer aber gehet gerne mit, lacht, spott ihrer, und treibt nur Possen darzu, als sie aber denselben hinunter bringen, verstricken sie ihn gleichfalls in der Schellen. Und uff solche Art haben sie auch mit Wilhelm von Stein verfahren, und Ihn gleichfals fest gesetzt. Als nun der Herzog dieses alles mit Augen ansehen müssen, und bei dem Volcke kein flehen noch Bitten helfen wollen, seine Leute auch alle von ihm hinweggenommen worden, lasset er durch die Kriegs-Leute einen Kreyß in dem Schloß-Hofe schliessen, nimmet einen Knebel-Spieß in die Hand, tritt mitten in den Hauffen, und spricht: Liebes Krieges-Volk, ich hoffe, ihr werdet nun euer Muthlein gefühlet haben, weil ihr diese Leute in euere Gewalt bekommen, kan Ich aber bey euch so viel erhalten, so bitte ich, gebet mir den Cantzlar, Hans Beyer und Wilhelm von Stein, wieder loß (da fielen sie dem Herzoge gleich ins Wort, und schreyen, mit nichten, mit nichten,) wo aber nicht, fuhr der Herzog fort, will ich euch nachmahls bey euren Pflichten, erinnert, vermahnt, und gebeten haben, ihr wollet mir beystehen, und Leib und Leben bey mir lassen, wer nun dieses zu thun gesonnen, der recke zu dessen Versicher- und Befräftigung zwey Finger auff. Worauff einige zwey Finger auffgereckt, andere sich dessen geweigert, wieder andere geantwortet, sie wolten sich bedencken. AUFF solche Maße hat der fürst nicht gewußt, wie er dran gewesen, und was er thun oder lassen sollen, gehet endlich vom Hauffen hinweg, und in sein Gemach. Nach solchem hat das Krieges-Volk die Schlüssel zum Schloß- und Stadt-Thore zu sich genommen, und die Wacht nach Ihrem Gefallen bestellt, auch alle Tage und Abend die Wacht mit drey Rathspersonen aus der Stadt, 3. Rotten aus der Bürgerschaft, und dergleichen vom Land-Volk auf dem Rathhause versehen, und die Gefangenen in Ketten und Banden schliessen lassen. Worbey nicht zu vergessen, daß eben in dieser Stunde, da obenbenamnte Personen zur

Verhaftet gebracht worden, man Willens gewesen, etliche 60. Personen vom Hoffgesinde, Bürger- und Land-Volk, uff Grumbachs, des Cantzlers, und Steins Anstiftung, durchs Schwerdt hinrichten zu lassen. Und hat der Anfang an nachfolgenden sechs Personen, nemlich 1.) Caspar von Göttfardt, Hoff-Marschalln, 2.) Hans Veiten von Oberritz, 3.) D. Johann Hoffarten, 4.) Ruprecht Treuschen, allerseits Rätthen, 5.) Balzar Beyern, und 6.) Fritz Köhlein, gemacht werden sollen, gestalt dann bereits der Scharfrichter bestellt, derselbe auch in dem Gemach, worinnen die Execution geschehen sollen, so wohl die Gräber vor selbige schon gemacht gewesen, und wenn man mit diesen wäre fertig worden, hätten Cantzley-Rentherey-Küch- und Keller- und andere Personen mehr, welche alle in einem Blut-Register verzeichnet unter des Cantzlers Brieffschafften gefunden worden, an die Reyhe kommen sollen. Hierauff hat das Kriegs-Volk in dem Schlosse und der Stadt unter sich einen Auschuß gemacht, und durch denselben dem Feinde den ganzen vorhergehenden Proceß zu vernehmen gegeben, und im Ordre, wessen sie sich weiter zu verhalten, gebeten. Worauff ihnen zur Antwort worden, daß alles recht und wohl gethan wäre, solten die Gefangenen wohl verwahren, damit keiner entkäme, sie wolten solche schon zu finden wissen.“ Vater August factete überhaupt nicht lange, wenn es galt, staatliche oder soziale Vergehen zu strafen. In dieser Härte erinnert er an den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, mit dem er überdies eine Fülle eigenartiger Züge gemeinsam hat. Die Sprache seiner vielen Verordnungen, von denen wir Tafel 50 Proben gaben, hat lutherische Kraft, wie denn die Obersachsen den Ruhm für sich in Anspruch nehmen dürfen, in einer Verbindung ihrer eigenen Ausdrucksweise mit der prager Kanzleisprache das neuhochdeutsche Schriftdeutsch geschaffen zu haben. Für die ganze erstaunlich bewegliche Begabung dieses deutschen Volksstammes spricht obendrein sein viel verhäßelter Dialect, der, mag seine unschöne Breite das fremde Ohr noch so sehr verlegen, in der Betrachtung des Kundigen eine ganze Kultur trägt. Denn dafür spricht schon seine Überfülle an Witz, die in fast unbewußter, um nicht zu sagen sich selbst ironisirender Souveränität in ihm einherstreitet. Der Sachse ist ja so wenig stolz, daß er selbst mittheilich lächeln würde, wenn ihm einer verkündet, daß weder der Norddeutsche, noch der Süddeutsche, sondern er und nur er dem deutschen Volke den großen deutschen Lustspielsdichter zutragen wird. Und doch ist das Lustspiel des Sachsen Lessing bis heute unerreicht geblieben. Es würde zu weit führen die Fülle augusteischer Regierungsacte auch nur zu streifen; sie umfassen das Größte wie das Kleinste, denn wie er seine Constitutionen, das erste große Beispiel einer deutschen Landesgesetzgebung gab, wie er Verwaltung und Münze zu einer mustergebenden machte, so sorgte er selbst für Viehzucht und Milchwirtschaft, für Fischerei und Obstbau. Auf seinen vielen Reisen, die er nicht nur zu topographischen und selbst statistischen Studien benutzte, hatte er regelmäßig Säcke voll Obstkerne bei sich um sie selbst zu pflanzen. Und Mutter Anna, das Prachtbild einer fürstlichen Hausfrau jener patriarchalischen Zeit — die allerdings schnell genug in der ungewohnten Fülle äußeren Wohlbehagens Herz und Verstand im Luxus benebelte — butterte selbst wacker drauf los; und während August ein „Künstlich Obst- und Gartenbüchlein“ schrieb und bald in der Lage war, 60000 Obstbäume zu zwei Groschen das Stück zu verkaufen, gründete Mutter Anna die Hofapotheke und docterte selbst nicht wenig — war doch Kaiser Maximilian II. ihr Patient — widmete sie sich der Hühner- und Schafzucht, und das Buttern trieb sie in derartig großem Stile, daß sie selbst mit leipziger Bürgern Verkaufsverträge schloß. Und wie bei alledem Kunst und Wissenschaft keineswegs vernachlässigt wurden — August legte den Grund zu den weltberühmten Sammlungen Dresdens — so konnte sich auch die Baukunst immer reicher entfalten. In Leipzig entstand das noch heute stehende Rathhaus, in Dresden, um nur wenig zu nennen, der Neubau der Kreuzschule, der Jägerhof, das Kanzleihaus und das Zeughaus. Neue Kirchen wurden gebaut, alte erneut und erweitert, der Bau der Festungswerke wurde beendet und obendrein ward Dresden „für die Zeit“ als die reinlichste Stadt befunden. Nur widerwillig scheiden wir von diesem Fürsten und seiner bewundernswerthen Thatenfülle. Keiner seiner nächsten Nachfolger kommt ihm nahe. Aber freilich auch Fürsten sind Kinder ihrer Zeit und wie dem großen sechzehnten Jahrhundert lange Zeiten staatlicher, religiöser und sozialer Zerküftung folgten, so waren auch die beiden Christian und die vier Johann George Sachsens nicht die Männer, die mit dem Genie eines Moritz oder dem allumfassenden Talente eines August hätten wetzeln können. Unsre Städtebilder bedürfen kaum einer Erklärung; jedenfalls aber sei darauf hingewiesen, wie in all den alten Abbildungen der Character der Schutzwehr zum Ausdruck kommt und damit die immer nöthige Kriegsbereitschaft erweist. Dem Leipziger, der auf den imposanten kulturtragenden Gehalt seiner herrlichen Stadt stolz ist, wird das zweite, dem 17. Jahrhundert entnommene Bild der Tafel 38 besonders gefallen; denn er sieht die innere Stadt noch so wie er sie heute sieht, und er darf dabei doch an ein unvergleichliches inneres und äußeres Wachsthum seines Gemeindegewebes denken. Selbst das darüber befindliche Bild aus dem Jahre 1665 zeigt ihm eine Fülle des Verwandten und Vertrauten und wird ihm gutes Vertrauen in die Sicherheit des Zeichners finden lassen. Von Johann Georg I., der in dem grauenvollen Entscheidungskampfe um Glaubensfreiheit und Reichsfürstenthum durch die härtesten Umstände zu wechselnden Maßnahmen gezwungen war, obschon er innerlich der Tradition seines Hauses gemäß den Anschluß an Österreich und das Reich vorzog, gebe ich eine ganze Anzahl Bildnisse. Auf Tafel 41 gehören ihm die drei der ersten und die beiden mittleren der zweiten Reihe an, während er auf Tafel 42 umgeben von seinen vier Söhnen dreimal zu sehen ist. Der Jagdhund ist nicht ohne Absicht ihm wiederholt zum Begleiter gegeben, denn wenn fast alle Fürsten Sachsens leidenschaftliche Jäger waren, so war er jedenfalls der erfolgreichste. Auf seinen Jagden wurden von 1611 bis 1655 nicht weniger als 113629 Stück Wildpret gefangen oder erlegt, davon über 15000 Hirsche, 3207 hauende Schweine, 18957 Füchse, 3543 Wölfe und 11811 Hasen. Da sehr genau Buch geführt wurde, erfahren wir auch noch, daß die Jagden seines Nachfolgers in allerdings kaum 20 Jahren 96862 Stück betrug. Von der Art und Weise, wie der Verlauf der Schlachten in weitere Kreise getragen wurde, geben die Tafeln 43 und 44 Aufklärung. Das Bild Bernhards von Weimar, der sich als großer, streitbarer Held in den 30jährigen Krieg stellte, zeigt mit ihm, der das Oberelsaß erobert hatte und sich Herzog zu Sachsen-Breisach nannte, oben die Feste Breisach, deren Widerstand er gebrochen hatte. Die Friedensallegorie (Tafel 47) mag für sich allein sprechen, während bei der Betrachtung der Stammbäume (Tafeln 51, 52, 53) zu berücksichtigen ist, daß bis zum heutigen Tage noch keine wirklich einwandfreie Stammtafel, deren Abfassung vielleicht Otto Posse vorbehalten bleibt, zusammengestellt wurde. Daß selbst unser Jahrhundert zu dem Märchen einer Abstammung der Wettiner von Wittekind zurückgriff, sieht man auf Tafel 51, die im Ubrigen als letzten Sprößling des ungeheuren Stammbaumes den damaligen Prinzen und jetzigen König Albert bringt. Die Proben der illustrierten Büchertitel und der Müllerschen Annalen (Tafel 54) zeigen jedenfalls das wiedererwachte

und vermehrte Behagen an schöner Ausstattung und sind zugleich ein Beweis für die gewissenhafte Buchführung jener Zeiten, die ohne unsere heutigen Hilfsmittel genug des Erstaunlichen leistete. Die Tafeln 55 und 56 bringen einige frühzeitige Schützenfeste zur Abbildung, deren Entstehen allerdings viel weiter zurückreicht, als wir bildlich folgen können. So leiten die Dresdner Armbrust- und Bogenschützen ihr Entstehen bis 1446 zurück, während ihre urkundlichen Beweise vom Jahre 1502 an reichen. Es war ja ganz natürlich, daß namentlich in Folge der Hussitenkriege eine immer allgemeinere Wehrbarmachung der Bürger erstrebt wurde. Daß der Ausbildung im Schießen bald die Abhaltung von Preis- und Festschießen folgte, ist ja natürlich. Die Vogelschießen zumal kamen in große Gunst und scheinen, aus Süddeutschland kommend — im alten Nürnberg schoß man schon im Jahre 1286 nach Vogelschilden — sich früh eingebürgert zu haben. Die Schützengilden erhielten schnell Privilegien und von den regierenden Herren Preise zu ihren Festen. Die Fürsten selbst nahmen gern daran theil, zumal nachdem die große Zeit der Turniere vorüber war und das Ritterspiel sich am liebsten in Ringkämpfen gefiel. Aber vorher schon, namentlich unter August fanden sehr oft solche Festschießen statt. So war im October 1554 ein Armbrustschießen, zu welchem August für 500 Gulden Gewinne stiftete. In demselben Jahre war das Rathsschießhaus in Dresden entstanden und 1577 erhielten die Dresdner Schützen die große Wiese an der Siegelgasse, die bis zum Jahre 1840 zu Schießzwecken diente. Als im Jahre 1572 solch ein Schießen in Freiberg stattfand, nahm auch hier der Hof — diese Bezeichnung stammt auch aus der Zeit Augusts — theil, während der Dresdner Rath Kranz und Fahne schickte. Dabei kam es auch hier nicht selten zu Ausschreitungen, die August in seinen Verordnungen so prächtig verurtheilte. So wird erzählt, der Stadthauptmann Melchior Hauße habe Sonntag nach Margaretha anno 1558 den Bürgermeister Jobst Kettwig beim Schützenessen in Kaspar Schwabens Hause „mit eym Kenley geschlagen, welcher Handel folgenden Montags vor die Regierung zu verhörr gekommen in Gegenwart beyder Rätthe.“ Wie sehr das Bürgerthum, das schon damals selbst aus entlegenen Orten zu solchen Festschießen strömte, auch bei den vom Hofe veranstalteten theil nahm, geht aus einer Beschreibung der im October 1662 abgehaltenen Vermählungsfestlichkeiten, die in dieser Zeit mehr als zuvor die Wege kündeten, die eine geniale Natur, wie August der Starke war, gehen mußte. Weck gibt davon die ausführlichsten Schilderungen, aus denen die Einfachheit heutiger Hoffeste nur um so anschaulicher hervorgeht. Über das erwähnte Schießen selbst heißt es bei Weck: „Dienstags, den 21. Octobr. ward das große Stahlschießen publiciret. Der Schützen waren an der Zahl 151. worunter 8. Chur- und Fürstl. Persohnen, 2. Grafen, 2. Freyherren, viel von Adel, auch andere angesehene Leuthe und geübte Schützen. Diese wurden in 7. Lothe und so viel Fahnen vertheilet, auch 7. Siebner aus solchen erwöhlet. Mittwoch, den 22. Octobr. wurde der Anfang zum Schießen gemacht, und 4. Rennen absolviret. Donnerstags und Freytags, als den 23. und 24. Octobr. continuirte man mit dem Schießen, und geschahen 11. Rennen. Sonnabends, den 25. Octobr. ward solches durch die letzten Vier Rennen, den Ritter-Schuß und das Gleichen beschloßen. Sonntags, den 26. Octobr. geschahe, nach geendeten Gottesdienste, die publication des Cartells zum Ringrennen; Ingleichen wurden denen Schützen die Gewinnste ausgetheilet, und bekamen: Den Crantz ein Schütze vor Torgau, Christian Frishe. Den Ersten Ritter-Gewinnst ein Schütze vom Hoff in Francken, Tobias Wolfart genannt. Den Andern Ritter-Gewinnst, Herr Christoph Ludwig Graf zu Stolberg: Den Gewinnst wegen der meisten Zweck-Schüsse, Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, 2c. Den Ersten Haupt-Gewinn ein Bürger- und Schütze von Nürnberg, George Haubner: Den Andern Haupt-Gewinn, Christoph Schindler, Churfürstl. Cantzley Secretarius: Den Dritten haupt-Gewinn ein Schütze von Nürnberg, Gottfried Hautsch. Den ersten Geld-Gewinn Churfürstl. Durchl. zu Sachsen. Den letzten, ein Bürger und Schütz von Görlitz, namentlich Johann Philipp. Die meisten Weit-Schüsse ein Bürgerschütz von Freyberg, Daniel Schmann, samt einer Leinwand-fahne mit der großen Brille. Hierauf ward auf den steinern Saale das Schützen-Banquet gehalten, und die location nach den Gewinften gemacht.

Ansichten des alten Dresden (Tafel 58) bis: Fürsten der Nebenlinien

(Tafel 69). Eine Abbildung des früheren kurfürstlichen Schießhauses sehen wir übrigens auf Tafel 58, die zudem interessante „Prospecte“ Alt- und Neu-Dresdens zeigt. Ich mußte im Hinblick auf die Überfülle des Stoffes und die Nothwendigkeit, die Bilder deutlich zu geben, leider auch hier dem Drange widerstehen, eine möglichst genaue Entwicklungsübersicht der Stadt zu geben. Aber es bleibt zu hoffen, daß die Städte selbst an eine zweckmäßige Veröffentlichung ihres großen bildlichen Materials schreiten, weil sie damit — und bei guter technischer Leitung ohne zu große, durch den Absatz sich vielleicht selbst deckende Kosten — den geschichtlichen Sinn ihrer Bewohner am besten wecken und nähren und damit das Verständniß für die Gemeinwesen der Gegenwart in am Ende ungeahnter Weise steigern können. Aber Sansons Karte (Tafel 59) schreibt Adeling: Eine neue sehr verbesserte Zeichnung der Mercatorschen Karte, wobei Sanson die besten damals vorhandenen Hilfsmittel benutzt zu haben scheint; aber da auch die besten damals noch sehr dürftig waren, so muß sie nothwendig noch sehr viele und große Fehler haben. Dessen ungeachtet ist sie von allen folgenden Kartenverlegern bis auf die neueren Zeiten häufig nachgestochen, mitunter auch verbessert, noch häufiger aber verschlimmert worden.“ Auch an den Städteansichten ist der Einfluß der älteren auf die neueren stellenweise ein mehr als weitgehender. Von Meissen, dem einstmaligen Mittelpunkte des Landes gebe ich die Ansichten mit Hieb Magdeburg frühest beginnend (Tafel 10) bis in die neuere Zeit (Tafel 60 und 61). Früheste Ansichten findet man in Hortleders „Vom deutschen Kriege“ und in Münsters Kosmographie, beide um die Mitte des 16. Jahrhunderts; ferner auch in Hogenbergs „Theatro Urbium“. Später (Tafel 61) waren es die großen Werkstätten von Merian in Frankfurt a. Main und dann von Peter Schenck in Amsterdam, welche wie die anderen Länder, so auch Obersachsen vielfach topographisch aufnahmen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß im dreißigjährigen Kriege auch die Künste elend zu Grunde gingen und nichts von ihrem herrlichen Blüthenfrühling des 16. Jahrhunderts mit herüber nahmen in die neueste Zeit. So vernichtend hatten die Kriegsgräuel gewirkt, daß nicht einmal ihre grausige Größe die Phantasie der Künstler befruchten konnte. Und selbst die Darstellungen, die endlich den Frieden begrüßen konnten, bleiben hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück. Unsere Tafel 47 ist noch ein verhältnißmäßig nicht ungünstiges Zeugniß der Kunstlosigkeit jener Zeiten; recht anschaulich ist diese letztere in einem Vergleiche von Merians „Theatrum Europaeum“ und seiner „Historischen Chronika“ zu ersehen. Diese führte bis zum Jahre 1619 und jenes ward ihre Fortsetzung. Und während da eine gesunde, künstlerische, bis zu möglichster Trachtentreue gehende Anschauung und Wiedergabe der Gegenstände erfreut, wird hier Bild um Bild dürftiger und

endlich so kunstlos wie möglich. Unter den Kupferstechern waren es die Kiliane, die während und nach dem schrecklichen Kriege, der namentlich auch die Malerei bis zur Bedeutungslosigkeit vernichtet hatte, eine verhältnißmäßig hohe Meisterschaft zu wahren wußten. Unsere von Giesecke & Devrient von den Originalplatten vortrefflich gedruckten Stiche (Tafeln 65, 66, 67) geben davon überzeugende Proben, während allerdings die Tafeln 48 und 49 auch genugsam für die einheimischen Stecher Dürer und Höckner sprechen. Aber während Handel und Wandel und damit auch die Künste, sich in Folge vielfacher und leider nur zu bestimmender Beeinflussung seitens des Auslandes und namentlich Frankreichs, das später auch an Sachsen eine große Zahl gewerbsleißiger Hugenotten gab, während Schweizer und Böhmen die Wiederaufnahme und zum Theil völlige Neugestaltung der Gewerbsthätigkeit beförderten, wurde die politische Gestaltung der Dinge in Sachsen immer schwieriger. Die Rivalität mit Brandenburg und dessen immer siegreicherer Aufgang zu Macht und Größe bestimmte bald in immer verhängnißvollerer Weise die Geschichte Sachsens, das dadurch mehr als einmal, und, wie wir alle sehen mußten, bis in die neueste Zeit herein vor die völlige Vernichtung eines staatlichen Eigenlebens zu stehen kam. Und während in den Anfängen jener Rivalität Brandenburg das Glück hatte, sich mit der ebenso kriegerischen wie staatsklugen Männlichkeit des Großen Kurfürsten zu schmücken, war gerade derjenige sächsische Fürst, der nicht ohne Bangen nach Norden sah, bei aller Ahnung der zermalmenden Größe des Rivalen und bei allem Wunsche, dieselbe zu hindern, einer consequenten Politik unfähig. Vergebens waren seine Bündnisse mit Schweden, Frankreich und später mit Bayern; denn wenn auch der Große Kurfürst in dem Vertrage von St. Germain auf den äußern Lohn seiner Erfolge verzichten mußte, so kam doch 50 Jahre später der Rächer, den er schon damals im Geiste sah. Dazu kam, daß Johann Georg II., der in dem vernichtenden Kriegslärm des 30 jährigen Krieges aufgewachsen war, wohl gerade deswegen sich nach reicheren um nicht zu sagen üppigeren Zeiten sehnte. Von dem Hofe Ludwigs XIV. strahlte ja der ganze bethörende Reiz einer glänzenden Lebensführung über ganz Europa dahin. Und da sich diese obendrein mit ritterlichen und erfolgreichen Kriegsthaten wohl zu vereinigen schien, war es um so verführerischer ihrer Versuchung zu unterliegen. Und wie die kleineren Höfe schnell zu Planeten der großen französischen Hofsonne wurden, so verfiel auch Johann Georg II. ihrem Zauber. Er gab glänzende Feste und baute in Dresden unter manchem Andern ein Opernhaus, nachdem es übrigens schon früher, und zumal gelegentlich seiner Hochzeit im Jahre 1638 an Ballet mit „wohl disponirter Action“ der „engeländischen Comödia“ und dergl. nicht gefehlt hatte. Ungleich glänzender freilich wurden unter seiner Regierung die Festlichkeiten, deren Kenntniß die später Glanz und Pracht auf den Höhepunkt führende Erscheinung Augusts des Starken wohl vorbereitet erscheinen läßt. Der Kuriosität halber sei noch erwähnt, daß unter Johann Georg II. die ersten Kaffeebohnen nach Sachsen kamen und zunächst freilich eine gar besondere Rarität waren. Johann Georg II., der Dresden der Pest wegen verlassen hatte, wurde trotzdem auf dem Freudenstein in Freiberg von ihr ereilt. Tafel 62 zeigt sein Leichenbegängniß. An dem sächsischen Hofe waren schließlich der von den deutschen Staaten geübten Sonderpolitik zum Trotz die Deutschgesinnten immer einflußreicher geworden. Johann Georg III., der schon als Kurprinz ihr Führer gewesen war, schloß kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt ein Bündniß mit Brandenburg, um sofort nach dem Raube Straßburgs zum Kriege gegen Frankreich zu rathen. Da der Große Kurfürst im Hinblick auf die Türkengefahr abrieth, weihte der junge Herrscher seine ganze, auf ein tüchtiges, nach dem Vorgange Brandenburgs gebildetes Heer gestützte Kraft dem bedrohten Kaiser. Bei dem Entsatze von Wien — unsere Tafel 65 gibt eine früheste Abbildung — konnte er die entscheidenden Schlüge führen und sich mit unvergänglichem Ruhm bedecken. Herrlicher noch schreitet seine Gestalt wegen seines fortwährenden Bemühens, die Willkürherrschaft der Franzosen zu brechen, durch die Geschichte. Mit Wilhelm III. von Oranien, mit Braunschweig und Brandenburg suchte er sich zu gemeinsamen Kämpfen zu verbinden und er war der erste Reichsfürst, der nach dem Einfall der Franzosen in die Pfalz im Felde stand. Seine beiden Söhne nahmen mit ihm an der Belagerung von Mainz theil. Aber die Schwäche des Oberbefehls lähmte die Macht der Bundesgenossen und so mußte auch Johann Georg III. bei Mannheim zurückgehen, um wenigstens Württemberg zu decken. Dort erlag er der in seinem Heere ausgebrochenen Seuche. Ihm folgte sein ältester Sohn als Johann Georg IV. Auf Tafel 68 habe ich die vier Johann George zusammen gegeben. Das erste Bild zeigt den ersten nach seiner Rückkehr von seiner italienischen Reise, Bild vier und fünf bringen Johann Georg II., sechs und sieben Johann Georg III. und die beiden letzten dessen Nachfolger, der in der Geschichte Sachsens trotz reicher Begabung eine wenig beneidenswerthe Stellung einnimmt. Seine heiße Liebe zur Sibylle von Neidschütz, die ihn ganz erfüllte, hat etwas Rührendes, ja Tragisches; sie lähmte den Herrscher und riß schließlich den Menschen mit sich ins Grab. Politisch schwankte er zwischen Österreich und Brandenburg. Auf Tafel 72 sieht man ihn im Aufzuge zum Kopfrennen. Von dem Glanz seiner Feste gibt die dickbändige Beschreibung der „fürstlichen Zusammenkunft“ Kunde. Man muß diese beiden reich illustrierten Bände gesehen und gelesen haben um ohne Staunen die Erscheinung eines August herannahen sehen und begreifen zu können.

August der Starke (Tafel 70) bis: Verbrüderung der Könige von Polen und von Preußen (Tafel 94).

Auf 24 Tafeln gebe ich Ausblicke auf das Zeitalter Augusts des Starken. Erschöpfend können sie nicht sein. Dazu bedarf es einer besonderen Arbeit über diese äußerlich glänzendste Erscheinung des ganzen 18. Jahrhunderts. Seine schmeichelnden Zeitgenossen nannten ihn trotz seiner Niederlagen in dem sog. nordischen Kriege August den Großen und sie verglichen ihn mit dem großen Römer. Dafür hat ein späteres Geschlecht ihn mit seinem Groll um nicht zu sagen seinem Fluche belastet und in Dresden ist die Zeit nicht weit entfernt, da man ihn nicht erwähnt wissen mochte. Heute dagegen öffnen sich die Archive und die Sammlungen und lassen bereitwillig alle Kunde jener Tage holen, die man holen will. Und da wir gelernt haben, die geschichtliche Erscheinung an den Bedingungen zu messen, denen sie entwuchs, und mit denen sie sich abfinden mußte, so wird der Tag einer gerechten Beurtheilung dieses Fürsten nicht fern sein. Und diese Beurtheilung dürfte namentlich Augusts durch und durch künstlerische Begabung betonen und seine Persönlichkeit von dem Wust entlasten, den spätere mit subjectivem Maasstab hantirende Zeiten und Geschlechter über sie brachten. Freilich, selbst wenn wir Heutigen, die wir über eine Ueberfülle sozialer Kalttherzigkeit und — Warmherzigkeit dahinschreitend neue Ideale suchen, auch die bei aller Bewegung erstaunliche Ruhe der augusteischen Zeit begreifen, so bleibt uns noch genug der Verwunderung über die einfach unfaßbare Leichtigkeit, mit welcher sie, kaum ein halbes Jahrhundert nach dem entsetzlichsten Kriege, selbst in Kriegen

dahinkämpfend, den Reiz lebendigsten Lebensgenusses auf sich wirken lassen konnte. Und dieser Lebensgenuss, wie weit er auch über die Grenze des uns geläufigen Moralbegriffs hinauschnellte, verlor sich dabei doch nie in die jämmerliche Brutalität späterer, um nicht zu sagen unserer Tage, sondern trug bei aller Leichtigkeit, ja unerschrockenen Selbstverständlichkeit des Gebahrens die Züge des freien Künstlers. Aber wie dieser sich niemals aus schwanke, inhaltlosen Stoffen bildet, sondern gerade zu unwiderstehlicher Grazie der Kämpfe um die Gestaltung sprödester Eigenschaften bedarf, so auch sind August und seine Kunst doch wiederum weniger leicht und leichtlebig als sie scheinen. August war körperlich ein Riese und von stahlharter Fähigkeit und doch baute er den „Zwinger“, oder, wie man damals sagte die Orangerie Royale. Von seinen vielen Bauten ist die Frauenkirche in Dresden diejenige, die den monumentalsten Ausdruck fand. Und doch, selbst wenn man heute an dem ehrwürdigen, von dem Staub der Zeiten elegisch geschwärzten Gotteshause vorübergeht, hat man das Gefühl, als ob von ihm aus ein heiter-tröstendes Lächeln hernieder strahle. Das nach dem Brande der Residenz (1701) geplante Königsschloß, von dem nur der Vorhof, der jetzige Zwinger, ausgeführt wurde, war Augusts eigenste Idee. Auf Tafel 90 habe ich die Abbildung so gut gegeben, als es das verwitternde Original des Planes zuließ. Man hat damit den ganzen König und ein ganzes Zeitalter der Galanterie. Was ich sonst auf den anderen 23 Tafeln gebe, umrankt und umziert nur den eigensten Ausdruck jener Epoche, die sich allerdings von der unsrigen zu unterscheiden scheint, wie heitere und darum sich nie ganz verlierende und vernichtende Galanterie von dem schweren Ernst durch sich selbst verblutender Liebe sich unterscheidet. Ob das ein Vortheil, ob ein Nachtheil, entscheide ich nicht.

Familienzusammenkunft in Neuhaus (Tafel 95) bis: Churfürst Friedrich

August (Tafel 107). Unter seinem Nachfolger nahm allerdings das höfische Leben einen „sittlicheren“ Ausdruck an, aber die so reich begonnene Kunstentfaltung konnte nunmehr italienischen Vorbildern nachwandelnd heiter weiter blühen bis zu dem siebenjährigen Kriege hin, der den Glanz höfischen Lebens begrub, aber doch die Mehrzahl jener herrlichen Kunstäußerungen unberührt ließ, die Dresden zum vielbewunderten „Elbflorenz“ werden ließen und es für immer zu einem Museum des Schönen machten. König August III., dem die katholische Hofkirche in ihrer jetzigen Gestalt zu danken ist, hatte auch eine große Vorliebe für italienische Malerei. Durch die Erwerbung der modenesischen Sammlung mit ihrem Prachtstück, der Sirtinischen Madonna, schuf er den Ruhm der „Dresdner Galerie“, berühmt wurden auch die Dresdner Opernaufführungen jener Zeit, die Adolph Hasse (seine Gattin war die vielgefeierte Sängerin Bordon) der bedeutendste Dolmetsch italienischer Musikweise, schrieb und dirigierte. Zur Zeit des Carnevals wurden alljährlich theatralische Feste gegeben, die ihres Gleichen zuvor nirgends gehabt hatten. Aber der unumschränkte Rathgeber König Augusts III. war der Graf Brühl. Und wenn man diesen Namen nennt, da nennt man Sachsens Verhängniß. Er, der zu den sachlichen staatlichen Bedenken einer Annäherung an und einer Verbindung mit Preußen seine persönliche Abneigung gegen Friedrich trug und diese entscheiden ließ, verwirthschaftete trotzdem die im Hinblick auf die nahende große Entscheidung zweifach wichtigen Erwerbsquellen des Staates und brachte es in seiner Verschwendungssucht dahin, daß mangelnden Soldes wegen das unter August dem Starken neugeschaffene glänzende Heer auf weniger als die Hälfte des seitherigen Bestandes gestellt werden mußte. Wie August der Starke nicht zum wenigsten im Hinblick auf die gesteigerte Macht Bayerns und namentlich Brandenburgs die polnische Krone ersieht und später im Jahre 1727 (Tafel 94) durch Anschluß an Preußen deren Erblichkeit erstrebt hatte, so war unter ihm noch weit mehr als seinen unmittelbaren Vorgängern gerade im Hinblick auf diese werdende Großmacht dem Heerwesen besondere Fürsorge gewidmet worden. Und wenn auch hierbei Glanz und Schein der Zeit entsprechend mehr sich geltend machten, als der Aufgabe des Heeres entsprach, so konnte August in dem bei Zeithayn abgehaltenen größten militärischen Prunkmanöver, das die Welt je gesehen hat, seinen preussischen Freund eine Armee sehen lassen, die dessen volle Anerkennung erwarb. Freiherr von Mansberg in Dresden, welcher die das Lustlager von Zeithayn darstellenden Originalzeichnungen besitzt, überließ mir dieselben zur Vervielfältigung. Auf Tafel 85 habe ich nur einiges davon gegeben, da sich eben auch hier die Raumverhältnisse des Werkes der Wiedergabe selbst bereits fertiggestellter Negative widersetzten, eine Spaltung in zwei Theile aber im Hinblick auf die jedenfalls unerwünschte Preiserhöhung unangebracht war. Von den sechs Bildern (85) bedürfen das fünfte und sechste eines kurzen Hinweises, während die andern sich selbst erklären. Das fünfte stellt das Hauptschiff der Flotille dar, mit welcher August der Starke am 18. Mai 1730 nach Mühlberg absegelte, das sechste zeigt die Abbildung des Holztellers, den jeder im Manöver stehende Soldat erhielt. In den Manövern nahmen mehr als 30000 Mann theil. Zum Besuche derselben weilten außer König August der König und der Kronprinz von Preußen im Lager, außerdem 47 Fürsten, 15 Gesandte, 69 Grafen und 38 Barone. Daß sich ein großes, auf viele Tausende geschätztes Zuschauerpublikum eingefunden hatte, ist selbstverständlich. Die Veranstaltung dieser militärischen Feste kostete genau 968,780 Thaler, wofür denn aber auch ein bewunderndes Staunen durch Europa ging. Tafel 102 gestattet den Blick auf die Uniformirung der Armee jener Zeit, wie sie denn mit Tafel 105 und 66 die Betrachtung der ganzen durchlaufenen Entwicklung zuläßt. Aber wie stattlich sich auch das Heer ausgenommen hatte: die Mißwirthschaft des Grafen Brühl und die durch diesen geförderte Prachtliebe des Königs verdarb Alles und Sachsen, das sich durch die Vermählung des Thronfolgers mit Maria Josepha von Oesterreich im Jahre 1719 — die damals und die im Jahre 1728 gelegentlich des preussischen Besuchs abgehaltenen Feste sind die Höhepunkte in der so festreichen Zeit Augusts des Starken — und später durch die Vermählung von deren Tochter mit dem Dauphin von Frankreich den Gegnern Friedrichs verwandtschaftlich genähert hatte (Tafel 95), wurde die Beute des siebenjährigen Krieges. Auch Sachsen war dabei gewesen, Preußen im Voraus zu theilen, nun aber mußte es eine Alles auffaugende Kriegsnoth über sich ergehen lassen. Die Tafeln 105 und 106 geben einen Begriff der über Dresden gekommenen Heimfuchung. Die erstere ist von Canalettos prächtiger, die Wirklichkeit zur Poesie verklärenden Meisterhand. Trotz der sehr kostspieligen Reproduction solcher Bilder habe ich noch Tafel 91 und 92 gegeben, weil sie zugleich mit dem Gewahren reizvollster Kunstäußerung unterrichtende Kunde von dem Dresden jener Zeit geben und es lebendig vor das Auge stellen.

Friedrich August (Tafel 107) bis: Wettiner Jubelfeier (Tafel 139).

Mit der nur zwei Monate währenden Regierung Friedrich Christians, welcher der Begründer der Dresdner Akademie wurde, und des ihm

folgenden Friedrich August, dem dritten Churfürsten gleichen Namens, brach, nachdem während des Letzteren Unmündigkeit Prinz Xaver durch Gründung der Bergakademie in Freiberg, Hebung von Kunst und Handel einen guten Schritt vorwärts gethan hatte, für Sachsen die Reihe jener durch nimmermüde fürstliche Pflichttreue und unantastbares Rechtsgefühl sich auszeichnender Regenten an, die noch heute zum Segen des Landes nicht abgeschlossen ist. Als die durch Pöppelmann, die Dingslinger, Graff, Dietrich, Kändler, Canaletto, Raphael Mengs und viele Andere beeinflusste und mit geschaffene Blüthezeit bildender Künste zu Dresden im siebenjährigen Kriege zusammen gebrochen war, und nur noch die herrlichen Sammlungen Kunde des Gewesenen gaben, hatten die Sachsen doch die Genugthuung, eine Fülle von andersartigen, aber noch höherwerthigen Äußerungen ihrer Begabung in das deutsche Geistesleben zu stellen: Leipzig, das der Hauptmarkt für den ganzen europäischen Nordosten geworden war, nahm es doch zu seinen Messen Waaren im Werthe von 50 bis 60 Millionen in sich auf, hatte auch in Literatur und Wissenschaft eine allererste, ja tonangebende Höhe erreicht. Während von Dresden aus eine bethörende Sonne der Kunst ihre Strahlen über ganz Europa geworfen hatte, leuchtete in Leipzig das Licht der Wissenschaft hell auf, um in keinem Sturm und Drang, er möchte kommen, wie er wollte, mehr zu erlöschen. Daneben stellte sich der Buchhandel als anregende und fördernde Kulturmacht, und die schöne Literatur kennt kaum einen ihrer großen Namen, in dessen Dasein nicht Leipzig getreten wäre. Lessing, Rabener, Weiße, Gottsched, Gellert, Seume, Theodor Körner waren Sachsen und wirkten meist in der engeren Heimath. Goethe war in Leipzig Student, Schiller sang sein „Lied an die Freude“ draußen im Rosenthal, in dem auch ein anderer Großer, wie Große und Kleine nach ihm, seine Ideale träumen konnte: Jean Paul. Die Fichte, Winkelman, Öser, denn ich möchte nicht bis in die neuere Zeit, bis zu den Rietschel und Richter schweifen, weil die Fülle großer Namen kaum die Aufzählung zuließe, schmückten ebenfalls Sachsen. Und spricht man von Musik, so hat man außer den allerdings gewaltigen Namen eines Gluck, Mozart und Beethoven, von Bach und Händel an bis Weber und Wagner die ganze Größe dieser Kunst auf sächsischem Boden und vor allem in Leipzig beisammen. Gerade die unendliche Zahl der erlauchten Männer, die Leipzig und das stammverwandte Weimar und Jena zu unvergleichlichen Kulturmittelpunkten und damit die sächsischen Lande zu gepriesensten der ganzen Weltgeschichte machten — trugen sie doch bis in unsere Tage auch ebenso große Theologen wie Pädagogen, Rechtsgelehrte wie Verwaltungsbeamte — ließ es rathsam erscheinen, die Tafeln (99 und 100) Gelehrten- und Bürgerthum in fast absichtsloser, nur den Charakter der Zeiten kennzeichnender Wahl zu geben, weil die Wiedergabe aller großen Träger sächsischen Geisteslebens einfach unmöglich und eine kleinere Auswahl, die nur zu leicht den Charakter des Parteischen hätte tragen können, unthunlich war. So habe ich auch aus der ganzen hochherrlichen Weimarer Blüthezeit nur den einen Karl August in die Chronik gegeben. Von seinem schönen Bilde aus wird aber nichtsdestoweniger all das unvergängliche Große zu sehen sein, was sich um ihn in das Ernestinische Sachsen stellte, um fortzeugend immer neue Schönheit zu offenbaren, die an Stelle verlorener äußerer Macht eine unvergleichliche innere Machtfülle schuf. Und je zerstückelter rein äußerlich betrachtet das Ernestinische Sachsen dasteht, bildet es ein desto stämmigeres Ganzes noch heute, denn auch Altenburg, Meiningen und Coburg fügen sich mit großen eigenen Zügen in die große Weimarer Einheit, und während das kleine Meiningen eine Schaubühne schuf, die den großen Goethe mit Bewunderung erfüllen würde, ging bei dem Coburger Brüderpaare Ernst und Albert selbst die politische Begabung bis zu einer Höhe hinauf, auf welcher alles menschliche Ereigniß zur Kunst verklärt erscheint. Auf Tafel 127 habe ich die Brüder in dem Aussehen ihrer jüngeren Jahre gegeben und es schien mir natürlich, die Gestalt des Prinzgemahls neben seiner Victoria erscheinen zu lassen, deren Herzensdasein er so wunderbar ausfüllte. Nur wenige Tafeln unseres Werks bedürfen noch eines Hinweises, so Tafel 119. Die zwanzig Abbildungen zeigen folgende Schlösser und Burgen: Erste Reihe von oben nach unten betrachtet: Sachsenburg, Schönfels, Voigtsberg, Schwarzenberg, Scharffenstein. Zweite Reihe: Nochmals Scharffenstein, Wolfenstein, Schloß Stein, Schloß bei Chemnitz, Lichtenstein. Dritte Reihe: Hartenstein, Wiesenburg, Gnandstein, Kriebstein, Mylau. Vierte Reihe: Wildenfels, Liebau, Stolpen gegen Westen, Stolpen von Süden, Scharfenberg. Die Karte in dem Bilde Vom Alten zum Neuen ist aus Münsters Kosmographie und die älteste Karte überhaupt. Betreffs der Königstafel (122) ist kaum zu erwähnen, daß die sämmtlichen Bilder mit Ausnahme des linken Eckbildes, das König Anton wiedergibt, Friedrich August dem Gerechten angehören; auf Tafel 123 stellt die mittlere Reihe Friedrich August II. dar, während auf Tafel 129 die ganze Mittelreihe Sachsens König Albert in seinen jungen Tagen zeigt. Auf der letzten Reihe derselben Tafel sehen wir denselben Fürsten, umgeben von den in Schönheit und fluger Zuversicht prangenden jüngeren Bruder Georg. Die vielbewegte, an Schmerz und Leid, wie an kühnem, nimmermüdem Streben gleich reiche sächsische Königszeit steht von Friedrich August bis zu Johann und Albert lebendig vor dem Auge des Sachsen. Wurde alles Bemühen, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft zu fördern und den Staat administrativ mustergerig zu leiten, von reichsten Erfolgen gekrönt, so blieb das politische Heil bis in die prüfungsreichen Tage Johannis aus, um endlich glorreich einzuziehen. Der Verbrüderung der Völker folgte die der Fürsten und nach Siebzigs wunderbaren Waffengängen konnte die sächsische Cultur in den schönen Festtagen der Wettiner Jubelfeier heiter ihre Freude an der eigenen Größe zeigen. Mit dem Jahrhundert wuchs das sächsische Königthum auf und es trägt die Züge des Jahrhunderts in Kampf und Sieg. Wo man zurückschaute, blickt man unwillkürlich vorwärts und es will scheinen, daß der aus ungeheurem Spiel der Kräfte über Irthum und Schwäche, die sich in den Weg stellen, dahinschweifende Blick jene Gotteskraft auftragen sehe, die das Gute, Schöne und Wahre und damit den fröhlichen Sieg des von Sachsens fruchttragendem Boden allzeit reich genährten deutschen Genius verkündet.

Arthur Mennell.